


Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

# Hexenverbrennung




# Hexenverbrennung

## John Sinclair Nr. 59

***von Richard Wunderer***

***erschienen am 21.08.1979***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Hexenverbrennung

Seit wenigen Minuten erst saß ich an meinem Schreibtisch und wollte das Protokoll zu meinem letzten Fall aufsetzen. Die Horror-Disco lag mir noch schwer im Magen, außerdem hatte ich keine Lust, mich um den schnöden Papierkram zu kümmern. Ich brauchte ein paar Tage Ruhe.

Wie weggeblasen war meine Müdigkeit, als sich eine junge Blondine verführerisch über meinen Schreibtisch beugte. Ihre Haut schimmerte wie Alabaster, ihre Haare glänzten wie Seide, und ihre Figur war zauberhaft. Ich war von den Socken. Wie gebannt starrte ich nicht nur in die himmelblauen Augen. Da riß mich ihre Stimme aus meinen Träumen. »Bitte helfen Sie mir, Mr. Sinclair, ich bin eine Hexe!«

Wenn man vor das kleine, verwahrloste Haus an der Themse trat, konnte man eben noch die Spitzen der Tower Bridge und die Zinnen der höchsten Türme des Towers sehen. Ansonsten ahnte man nicht, daß man sich inmitten einer Millionenstadt befand.

Das Grundstück war ringsum von einer mannshohen Hecke umgeben. Im Laufe von Jahrzehnten waren die stacheligen Büsche so miteinander verwachsen, daß sie eine undurchdringliche Mauer bildeten. Die Hecke hielt alle ungebetenen Besucher fern. Es gab aber niemanden, der sich für dieses Grundstück und das dazugehörige alte Haus interessierte. In der Nachbarschaft lagen die riesigen Dockanlagen. Und die Leute, die in Sichtweite wohnten, mieden das gespenstisch anmutende Haus.

Sie nannten es das ›Hexenhaus an der Themse‹.

Sie ahnen gar nicht, wie recht sie hatten! Es diente wirklich Hexen als Unterschlupf. Mächtige alte Bäume schirmten das Tageslicht ab. Unter den entblätterten Kronen der Laubbäume und den Zweigen der riesigen schwarzen Tannen herrschte immer Dämmerlicht.

Normalerweise kamen die Hexen in der Dunkelheit hierher, um ihre Beschwörungen durchzuführen. An diesem zehnten Dezember machten sie eine Ausnahme. Es war so dringend, daß sie die Mitternacht nicht erwarten konnten.

Drei Frauen näherten sich aus verschiedenen Richtungen dem Garten, schlüpften durch die Pforte, hinter der ein Bluthund wachte, und verschwanden in dem Haus, das aussah, als würde es jeden Moment in sich zusammenstürzen.

Die Satansdienerinnen hatten jedoch keine Angst. Sie wußten, daß sie von ihrem höllischen Herrn beschützt wurden, solange sie sich in den Mauern seines Ruhmestempels aufhielten. Zu wichtig war für Satan dieser Stützpunkt inmitten von London, als daß er ihn hätte verfallen lassen.

Die drei Frauen sprachen nicht miteinander, als sie sich im ehemaligen Wohnzimmer auf den Boden setzten. Sie faßten einander an den Händen und schlossen die Augen.

Im ganzen Haus gab es kein einziges Möbelstück. Überall lag fingerdick der Staub. Im krassen Gegensatz dazu stand der kostbare Teppich, der den Wohnzimmerboden bedeckte. Aus feinster Seide spielte er in allen Farben. Symbole der Schwarzen Magie waren vor undenklichen Zeiten in den Untergrund gestickt worden. Sie besaßen noch heute ihre Kraft, die durch die Beschwörungsgesänge der drei Hexen sogar verstärkt wurde.

Mit geschlossenen Augen konzentrierten sich die Frauen auf ihr Ziel. Alle ihre Wünsche richteten sich auf Mara Lacatte. Sie wollten sehen, wo sie sich im Moment aufhielt.

Die finsteren Geister der Dämonenwelt kamen ihnen zu Hilfe. Vor

den geistigen Augen der Hexen entstand das Abbild eines nüchtern eingerichteten Büros. Sie entdeckten Mara Lacatte vor dem Schreibtisch, und sie erkannten den großen, blonden, blauäugigen Mann hinter dem Tisch.

»John Sinclair!« schrien die Hexen wie aus einem Mund haßerfüllt auf. »Verflucht seist du, John Sinclair! Das Böse möge über dich kommen und dich hinwegfegen!«

Der Boden erzitterte, als die drei Hexen in wilde Verwünschungen ausbrachen und ihre magische Macht gegen das Büro von Scotland Yard schleuderten, in dem sich John Sinclair, der Geisterjäger, und Mara Lacatte aufhielten.

***

Schlagartig war der Bann erloschen, in den mich Mara Lacatte geschlagen hatte.

Auch die Raumtemperatur sank wieder auf das normale Maß, sofern ich mir nicht nur diese drückende Schwüle eingebildet hatte.

Ich spürte die Gefahr. Seit Jahren kämpfte ich gegen das Böse und seine Auswüchse. Und das Böse bekämpfte mich in jeder nur erdenklichen Gestalt. Wieso nicht auch in einer so schönen, betörenden Gestalt wie der Mara Lacattes?

Ihr Lächeln vertiefte sich noch mehr. Ihre blauen Augen waren wie klare Bergseen und strahlten mir lockend entgegen.

»John Sinclair, Sie müssen mir helfen«, flüsterte sie. »Sie müssen! Sonst bin ich verloren!«

Mein Spezialkoffer mit den Waffen gegen das Böse stand im Schrank. An ihn kam ich nicht schnell heran. Aber meine Beretta, mit geweihten Silberkugeln geladen, steckte im Schulterhalfter. Und um den Hals trug ich mein Silberkreuz mit den Symbolen des Guten. So leicht konnte mir nichts passieren.

Ich überwand die erste Verblüffung und lehnte mich zurück. Dabei spielte ich den Entspannten, war jedoch voll konzentriert. Sie sollte kein leichtes Spiel mit mir haben, wenn sie etwas plante.

»Das müssen Sie mir schon genauer erklären, Miß Lacatte«, erwiderte ich und sprach sie absichtlich nicht mit ihrem Vornamen an. »Wenn Hexen auf diesem Stuhl sitzen, führen sie etwas gegen mich im Schilde! Oder ich habe sie ihrer Taten überführt. Dann sind sie mir auch nicht gerade gewogen. Es ist besser, Sie packen aus!«

Sie machte ein verlegenes Gesicht. »Oh, Sie mißverstehen mich gründlich, John! Ich wende mich vertrauensvoll an Sie!«

Das Telefon auf meinem Schreibtisch klingelte. Ich hatte zwar Glenda Perkins, meiner Sekretärin, gesagt, ich wollte nicht gestört werden, aber offenbar war es wichtig.

»Ja?« sagte ich in den Hörer.

»Miß Collins möchte mit Ihnen sprechen«, sagte Glenda verstimmt. Sie war auf Jane Collins, die hübscheste Privatdetektivin der Welt, eifersüchtig.

Ich hob den Hörer ab.

»Hallo, John!« sagte Jane einschmeichelnd.

Ich kam langsam in Bedrängnis. An diesem zehnten Dezember umschmeichelte mich ständig ein anderes weibliches Wesen. Dabei wollte ich nur schlicht und einfach meinen Dienst als Oberinspektor bei Scotland Yard erfüllen.

»Wie geht es dir, Darling?«

»Gut, danke«, sagte ich leicht nervös, weil ich ständig mit einem Angriff dieser undurchsichtigen Mara Lacatte rechnete. »Ich…«

»Darling!« Janes Stimme schlängelte sich honigsüß in mein Ohr. »Wir haben uns schon viel zu lange nicht gesehen. Wie wäre es, wenn wir gemeinsam zu Mittag essen gehen und…«

»Jane, hör zu!« unterbrach ich sie hastig. »Ich bin im Moment schwer beschäftigt und…«

Sofort änderte sich der Klang ihrer Stimme. »Wenn du so sprichst, John Sinclair, dann hast du eine schöne Frau in deiner Nähe, die dir noch schönere Augen macht!«

»Jane, ich habe gerade ein dienstliches Gespräch mit einer Hexe«, erwiderte ich.

»Du kannst doch nicht eifersüchtig sein, wenn…«

»Ich lasse mich von dir nicht auf den Arm nehmen«, erklärte Jane, und ihre Stimme rutschte in den Eiskeller. »Überlege dir für das nächste Mal eine bessere Ausrede!«

Klick! Temperamentvoll, wie Jane Collins nun einmal war, hatte sie den Hörer auf den Apparat geknallt. Ich wandte mich wieder an Mara Lacatte.

»Ich höre!«

»Ich bin eine Hexe.« Sie zuckte mit den Schultern. »Ich besitze alle Fähigkeiten einer Hexe. Irgendwann vor vielen Jahren bin ich in den Bund aufgenommen worden. Ich war noch sehr jung. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Wichtig ist, daß ich nie wirklich dazugehören wollte. Ich bin gegen meinen Willen in diese Sache hineingerutscht. Und ich habe mich nie an bösen Taten beteiligt. Ich war nur eine Mitläuferin der Hexenzunft.«

Sie sah mich erwartungsvoll an, aber es war noch zu früh, Stellung zu nehmen. Erst wollte ich die ganze Geschichte hören und womöglich überprüfen.

»Jetzt habe ich die Nase endgültig voll«, erklärte Mara Lacatte entschieden. »Ich will nichts mehr von meinen Schwestern wissen, nichts mehr von Satansmessen und von der Glorie des Bösen, die in aller Welt verbreitet werden muß. Ich möchte eine normale junge

Frau sein, die ein stinklangweiliges Leben führt. Verstehen Sie das?«
»Und ich soll Ihnen dabei helfen?«
Sie lächelte zaghaft. »Ich habe es gehofft.«
Ich schüttelte vorsichtig den Kopf.
»Sie erwarten zu viel, fürchte ich. Was soll ich tun? Sie von Ihren Hexenschwestern loskaufen? Sie wissen genau, daß das keinen Sinn hätte. Wenn sich ihre Schwestern rächen wollen, erreichen sie Sie, wo sie wollen. Sie müssen sich gegen magische Angriffe selbst abschirmen.« Ich traute dem Frieden noch nicht und wartete ab.
»Darum geht es doch gar nicht.« Das Lächeln in ihrem Gesicht erlosch und machte tiefer Besorgnis Platz. »Mit meinen Schwestern werde ich allein fertig. Sie können mich nicht direkt angreifen, weil sie meine Fähigkeiten kennen. Ich war immer genauso gut wie sie, aber ich habe mein Wissen nicht in die Dienste des Böses gestellt.«
»Weiß ich bereits«, sagte ich und winkte ab. Für mich schränkte ich ein, daß sie es nur behauptet hatte, daß ich es aber gar nicht wußte.
»Ich hatte eine Vision.« Maras Augen nahmen einen flehenden Ausdruck an. »Ich habe mich selbst in einer Gefängniszelle gesehen. Als Opfer eines Justizirrtums. Meine Schwestern planen gegen mich ein Komplott. Weil sie mich nicht mit ihren magischen Fähigkeiten ausschalten können, werden sie mir eine andere Falle stellen. Sie werden einen Mord begehen, für den ich büßen soll. Sie wollen mich lebenslänglich hinter Gitter bringen! Und das müssen Sie verhindern!«
Sie streckte mir die Hand entgegen, aber ich ergriff sie nicht. Diese Geschichte hörte sich zu unglaubwürdig an. Vielleicht hatte ich gar keine Hexe vor mir, sondern eine Frau, die sich wichtig machen wollte und die gehört hatte, daß der Yard eine Sonderabteilung zur Bekämpfung von Geistern und Dämonen eingerichtet hatte.
»Vielleicht können Sie mir Ihre magischen Fähigkeiten beweisen?« schlug ich reserviert vor.
Mara Lacatte blickte mich überrascht an. Jetzt macht sie gleich einen Rückzieher, dachte ich grimmig. Also doch eine Hochstaplerin und Schwindlerin!
Im nächsten Moment ertönte dumpfes Brausen. Ich zuckte zusammen, aber ich reagierte zu spät. Ehe ich etwas unternehmen konnte, fegte ein fürchterlicher Sturm durch mein Büro und schleuderte mich von meinem Stuhl.
Ich prallte hart gegen die Wand und verlor fast das Bewußtsein.
Um mich herum tobte die Kraft der Hölle.

***

Die Papiere flogen von meinem Schreibtisch hoch und trieben unter der Decke.
Sogar der Schreibtisch hob sich und fiel mit donnerndem Poltern

wieder auf den Boden zurück. Sekundenlang drohte der schwere Aktenschrank zu kippen.

Das Telefon knallte wie von Geisterhand bewegt gegen die Wand. Hinterher waren nur noch Trümmer übrig. Die Stühle segelten gegen die Decke und barsten.

Dieses infernalische Toben dauerte erst wenige Sekunden, aber mein Büro war vollständig verwüstet.

Und inmitten dieses Chaos saß Mara Lacatte, in ein rötliches Schimmern eingehüllt, völlig unberührt von den Orkanstößen. Ihre Augen blickten entrückt ins Nichts.

»Aufhören!« brüllte ich ihr zu. »Hören Sie auf!«

Ich hatte sie gebeten, mir eine Vorstellung zu geben, aber doch nicht so!

Sie reagierte nicht, und der Sturm tobte weiter. Keuchend und nach Luft ringend stemmte ich mich auf die Hände und Knie hoch und robbte auf Mara zu. Wenn sie noch lange weitermachte, mußten wir für Scotland Yard ein neues Gebäude errichten.

Es wurde immer schlimmer. Nebelfetzen trieben mit wahnwitziger Geschwindigkeit durch mein Büro, verdichteten sich und bildeten Dämonenfratzen aus, die im nächsten Moment wieder zerflossen.

Ächzend kämpfte ich mich voran. Als wäre ich in einem zähklebrigen Brei gefangen, kam ich kaum von der Stelle. Das rote Leuchten um Mara verstärkte sich.

Nicht eines ihrer goldblonden Haare bewegte sich, obwohl der Sturm an Heftigkeit zunahm und mich wieder gegen die Wand zu drücken drohte.

In höchster Bedrängnis stemmte ich die Füße gegen den Boden und riß mein Hemd über der Brust auf.

Das silberne Kreuz, das ich an einer silbernen Kette um den Hals trug, leuchtete hell auf. An den vier Balkenenden waren die Symbole der vier Erzengel eingraviert.

Die Kraft des Guten stemmte sich den dämonischen Einflüssen entgegen, aber ganz aufgehoben wurden sie nicht. Ich kam endlich von der Stelle und erreichte die rote Sphäre, in die Mara sich gehüllt hatte.

Als ich die Hand ausstreckte, konnte ich die rote Schale nicht durchbrechen. Doch nun wandte mir Mara endlich das Gesicht zu. Entsetzt starrte sie mich an.

»Gehen Sie weg, John Sinclair!« schrie sie kreischend. »Zerstören Sie meine Sphäre nicht! Das sind meine Schwestern! Sie wollen mich vernichten!«

Ihr Entsetzen war echt. Ich begriff augenblicklich, daß es sich gar nicht um eine Demonstration von Maras Fähigkeiten handelte. Die rote Sphäre diente nur ihrem eigenen Schutz.

Ich streifte das Kreuz vom Kopf, hielt es hoch und schleuderte den Dämonen einen machtvollen Bann entgegen. Sofort wurde das Toben des Sturms schwächer. Ich ließ noch einige Sprüche der Weißen Magie folgen und atmete tief aus, als sich die Lage normalisierte.

Das heißt, das Wüten der entfesselten Elemente hörte auf. Das Chaos von umgeworfenen Möbelstücken und durcheinandergeworfenen Papieren blieb.

Die Tür meines Büros flog auf. Im selben Moment erlosch die rote Aura um Mara Lacatte. Glenda Perkins und Superintendent Sir Powell bekamen sie nicht mehr mit.

Dafür starrten die beiden entgeistert auf mein zerstörtes Büro.

»Was ist denn hier geschehen?« rief der Superintendent entsetzt. Er glotzte mich an, als wäre ich selbst ein Dämon.

Ich zuckte gleichmütig mit den Schultern und schob mit dem Fuß einen Aktenordner beiseite. »Mir hat mein Büro nicht mehr gefallen, Sir. Darum habe ich umgeräumt. Miß Lacatte hat mir dabei geholfen.«

»Mara, John! Nennen Sie mich Mara«, sagte die Hexe und lächelte zaghaft.

Ich nickte ihr zu. »Okay, Mara. Jetzt glaube ich Ihnen. Und ich werde überlegen, wie ich Ihnen helfen kann.«

Sir Powell war außer sich. »Ich kann Ihren Späßen nichts abgewinnen, John!« rief er empört. »Sehen Sie sich das hier an! Was heißt, Sie haben aufgeräumt oder umgeräumt oder was weiß ich! Das Büro ist total demoliert! Nicht einmal mehr das Telefon funktioniert!«

»Richtig, das sieht man auf den ersten Blick.« Ich betrachtete die Trümmer des Apparates. »Wenn Sie möchten, daß ich weiter für den Yard arbeite, werden Sie mir ein neues Büro einrichten müssen.«

Sir Powell schnappte nach Luft. »Wie… was?« stammelte er. »Haben Sie eine Ahnung, welche Schwierigkeiten das gibt? Wie soll ich denn den Zustand des Büros erklären?«

»Schreiben Sie in das Protokoll, daß mich die vereinte Kraft eines Hexenclubs getroffen hat, Sir«, schlug ich vor.

Er zog die Augenbrauen hoch und erinnerte mich in diesem Moment noch mehr an einen magenkranken Pavian als sonst. Verzweifelt blinzelte er mich durch seine starken Brillengläser an.

»Ich finde das gar nicht komisch, John«, jammerte er.

»Ich auch nicht, Sir«, erwiderte ich. »Es ist bitterernst. Kommen Sie, Mara. Wir müssen uns noch ausführlich unterhalten.«

Täuschte ich mich, oder schimmerte in Glendas Augen Eifersucht, als Mara sich bei mir einhängte und mich auf den Korridor hinaus zog?

»Wohin fahren wir denn, John?« fragte sie mit dunkel lockender Stimme, als wir im Aufzug standen.

»Zu mir nach Hause«, sagte ich. Diesmal entging mir das Aufleuchten ihrer Augen nicht. »Genauer gesagt, in das Haus, in dem ich wohne.

Dort wohnt auch mein engster Mitarbeiter.«

»Und was ist, wenn er nicht zu Hause ist?« fragte die Hexe und stand so nahe, daß ich den herben Duft ihrer Haare und ihres undefinierbaren Parfüms roch.

»Dann fahren wir zu Jane Collins, die ebenfalls mit mir zusammenarbeitet«, sagte ich kühl. Mara wurde mir zu eindeutig, und das störte mich, da sie mich in erster Linie dienstlich interessierte. Erst in zweiter Linie war sie eine betörend schöne Frau. Für Sekunden fiel es mir schwer, diese beiden Dinge genau auseinanderzuhalten. Doch dann hielt der Aufzug, und der hektische Betrieb in der Halle brachte mich wieder ganz zu mir.

In meinem silberfarbenen Bentley verhielt sich Mara Lacatte ganz friedlich. Sie versuchte keinen neuen erotischen Angriff auf mich, und ihre Hexenschwestern ließen uns auch in Ruhe. Aufatmend ließ ich den Bentley in die Tiefgarage meines Apartmenthauses rollen und fuhr mit Mara nach oben.

Suko war daheim. Er spitzte bei Maras Anblick die Lippen und stieß einen respektlosen Pfiff aus. Mara nahm es als Kompliment, und so war dieser Pfiff auch gemeint.

»Bringst du deine Freundinnen jetzt in mein Apartment, damit Jane dich nicht erwischt?« fragte Suko blinzelnd, während sich Mara in seinem Bad die Haare kämmte.

»Streng dienstlich«, sagte ich zu meinem Freund und Kampfgefährten. Das Lächeln blieb in seinem runden Gesicht wie festgeklebt. »Sie ist eine Hexe«, fügte ich hinzu.

Das Lächeln erlosch wie eine Lampe, die man ausknipst.

»Eine… eine…?« Sukos Gesicht bildete ein einziges riesiges Fragezeichen.

»Ja, ich bin eine Hexe!« Mit wiegenden Hüften betrat Mara Lacatte das Wohnzimmer und ließ sich anmutig in einen Sessel gleiten. »Suko, Sie müssen mir helfen! Ich habe John schon gebeten, aber er hat keine rechte Lust.«

»Kann ich gar nicht verstehen.« Suko beugte sich so weit vor, daß ich schon fürchtete, er würde jeden Moment das Gleichgewicht verlieren.

»Mara, das Problem ist nicht, daß Ihre Schwestern Sie magisch angreifen könnten«, sagte ich betont nüchtern. »Sie können sich dagegen schützen. Das haben Sie bewiesen. Das Problem ist, daß man Sie angeblich eines Verbrechens beschuldigen wird, das Sie nicht begangen haben. Worum dreht es sich denn genau? Wissen Sie das schon?«

Sie nickte heftig. »Ich soll einen alten Mann ermorden, der in einem großen Haus wohnt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Ich stutzte. »Dann lebt dieser Mann noch?«

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. »Ja«, stieß sie hervor. »John!

Suko! Ich habe solche Angst! Ein Mensch soll durch meine Hand sterben, nur damit ich hinter Gitter wandere! Ich halte das kaum aus! Ist das nicht schrecklich?«

Suko war ohnedies ein gutmütiger Mensch mit einem Herz, das weicher als Butter war. Er blickte sie mitleidig an. Ich konnte mich jedoch zurückhalten.

»Sie waren lange genug in den Diensten des Bösen, um genau zu wissen wie es da zugeht«, sagte ich kühl. »Tut mir leid, Mara, aber Sie gehören selbst zu dem Verein – oder gehörten, wie Sie sagen.«

Sie ließ die Hände sinken. Ihre großen blauen Augen richteten sich flehend auf mich. In ihrem Blick schwang so viel Schmerz mit, daß mir meine Worte schon leid taten.

»John, ich will mit allem Schluß machen, glauben Sie mir!« sagte sie leise.

»Vertrauen Sie mir!«

»Ich werde Ihnen helfen!« antwortete ich ausweichend. Bevor ich einem Fremden, besonders einer ehemaligen Hexe, traute, mußte viel Wasser die Themse hinunterfließen. »Sie können mir nicht den kleinsten Anhaltspunkt geben, wer das Mordopfer sein soll? Oder wie wir den Mord verhindern können?«

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. »Nein! Das ist ja das Schreckliche!« rief sie mit tränenerstickter Stimme.

»Aber Sie müssen doch wenigstens die Namen und Adressen Ihrer Schwestern kennen«, warf Suko ein.

Wieder schüttelte sie den Kopf, daß ihre goldblonden Haare flogen. »Wir haben uns nur mit Vornamen angeredet. Emily, Sarah und Linda sind meine nächsten Schwestern. Von ihnen droht mir Gefahr. Ich habe zwar noch viele andere kennengelernt, aber nicht einmal ihre Vornamen erfahren. Ich kenne weder ihre Nachnamen noch ihre Adressen.«

Ich zuckte mutlos die Achseln. »Dann hat es gar keinen Sinn, wenn ich Nachforschungen anstelle. Wo soll ich denn ansetzen?«

»Im Hexenhaus an der Themse.« Mara lächelte schwach. »Tut mir leid, John, aber ich habe es ganz vergessen. Ich bin ein wenig durcheinander. In diesem Haus haben wir uns getroffen und Beschwörungen abgehalten. Wenn Sie meine Schwestern überhaupt finden, dann im Hexenhaus. Sie können es gar nicht verfehlen!«

Sie beschrieb uns den Weg dorthin. Suko und ich sahen uns an.

»Worauf warten wir noch?« fragte mein Freund und wuchtete seine massige, nur aus Muskeln und Sehnen, bestehende Gestalt aus dem Sessel, der erleichtert knarrte.

»Gehen wir!« Seiner Freundin Shao legte er einen Zettel hin. Sie sollte sich keine Sorgen machen.

***

Mara Lacatte war aus Angst in ein Hotel gezogen. Sie schrieb mir die Adresse auf.

Ich steckte den Zettel ein und brachte sie zum Aufzug. Dann ging ich noch einmal in Sukos Wohnung zurück, um Jane Collins zu verständigen. Aber Jane war nicht zu Hause. Sie arbeitete als Privatdetektivin und hatte selbst immer eine Menge eigener Fälle. Wenn ihr Zeit blieb oder wenn ich einen besonders interessanten Fall hatte, half sie mir. Mehr als einmal hatte sie Suko und mich schon aus unangenehmen Situationen herausgehauen.

Daß nebenbei zwischen Jane und mir die Funken sprangen, sobald wir einander nur sahen, stand auf einem anderen Blatt.

An diesem Nachmittag zogen Suko und ich allein los. Während ich den Bentley durch die Londoner City steuerte und meinen Gedanken über Mara Lacatte nachhing, überzog sich der Himmel mit bleigrauen Wolken.

»Es gibt Schnee«, sagte Suko und sog die Luft prüfend durch die Nase. »Ich kann es riechen.«

»Ich rieche nur Autoabgase«, erwiderte ich und trommelte nervös mit den Fingern auf das Lenkrad. Wir steckten vor einer Ampel im Stau. »Es macht mich rasend! Da soll ein alter Mann ermordet werden, damit Mara zur Mörderin gestempelt werden kann. Und uns sind die Hände gebunden.«

Mein chinesischer Freund und Partner besah sich seine Pranken, groß wie Kohlenschaufeln. »Bei mir ist nichts gebunden«, erklärte er grinsend. »Wir schaffen es schon.«

Es war reiner Optimismus, der uns Mut machen sollte. Wir wußten beide, wie schwer es war, gegen die Mächte der Finsternis anzukämpfen. Immer wieder kamen sie aus der Dimension der Geister und Dämonen in die Welt der Menschen, um Tod und Chaos zu verbreiten. Hatten wir an einer Front eine erfolgreiche Schlacht geschlagen, tauchten die bösen Geister sofort wieder an einer anderen Stelle auf. Sie ließen uns keine Zeit zum Atemholen.

»Da vorne geht es ab zu den Western Docks!« Suko zeigte zum Fluß, als wir die Tower Bridge passierten. »Du mußt dich an der Themse halten.«

Es war eine schmale, kurvenreiche Straße, die sich zwischen meist unbebauten Grundstücken hindurchwand. Ein Trödler und Entrümpler fristete hier sein karges Dasein. Daneben hatte es einmal einen Kinderspielplatz gegeben, der aber mittlerweile verkommen und zugewachsen war.

»Als ob man gar nicht mehr in der Stadt wäre«, murmelte Suko.

Er hatte recht. Wohnhäuser standen nur in großen Abständen und wirkten wie übriggebliebene Zähne in einem schadhaften Gebiß. Nachts mußte es hier ziemlich ungemütlich und unheimlich sein.

»Das Hexenhaus an der Themse.« Suko grinste, aber seine Augen lachten nicht mit.

»Eine besser geeignete Gegend hätten sich die Ladies gar nicht aussuchen können.«

»Da vorne ist es!« Ich deutete auf eine dichte Hecke. Obwohl an den Zweigen keine Blätter hingen, konnten wir nicht hindurchsehen. Der einzige Zugang bestand in einer schmalen Lücke in dem natürlichen Zaun. Die niedrige Gittertür würde keine Schwierigkeiten machen, aber im Vorbeifahren sah ich dahinter einen riesigen Bluthund. Der war schon unangenehmer.

Wir stiegen aus und gingen langsam an der Hecke entlang.

»Wir müssen das niedliche Schoßhündchen überreden, daß es uns vorbei läßt.«

Suko betrachtete seine Hände. »Ob es sich überreden läßt?«

»Der Hund kann nichts dafür, daß sich in diesem Haus vermutlich Hexen treffen«, erinnerte ich meinen chinesischen Freund.

»Engländer, die großen Tierfreunde.« Suko zuckte mit den Schultern. »Ich werde ihn mit Kuchen füttern, bis er platzt.«

Ich trat ganz langsam an die Pforte heran und streckte die Hand nach der Klinke aus.

Der Hund setzte sich auf und betrachtete uns aufmerksam, tat jedoch nichts. Er rührte sich auch nicht von der Stelle, als ich die Pforte öffnete, obwohl er an seiner sehr langen Leine herumlaufen konnte.

»Versuchen wir es«, sagte ich angespannt und betrat vorsichtig den verwilderten Garten. Ich mußte meine Aufmerksamkeit zwischen dem Bluthund und dem Haus teilen. Im Moment konnte ich nicht feststellen, woher die größere Gefahr drohte.

Der Hund war eine einzige Überraschung. Er benahm sich wie ein freundlicher Schoßhund, sah uns nur ständig an und ließ uns passieren. Mir schwante, daß das dicke Ende noch kommen würde.

»Das wäre geschafft.« Suko atmete erleichtert auf, als wir außerhalb der Reichweite der Leine angekommen waren. »Und nun zu dem Haus! Mann, ist das ein alter Kasten!«

Er traf den Nagel auf den Kopf. Das Gebäude sah aus, als würde es jeden Moment einstürzen. Ein Wunder, daß es überhaupt noch stand.

Durch die blinden, dick mit Staub überzogenen Fenster konnte man nicht nach drinnen sehen. Ich hatte mir vorsorglich einen Durchsuchungsbefehl besorgt, so daß ich keine Schwierigkeiten von dieser Seite zu befürchten hatte. Dafür sollten wir Schwierigkeiten ganz anderer Art bekommen. Und zwar auf der Stelle.

Wir hatten das Haus noch nicht erreicht, als Suko neben mir einen Schrei ausstieß und sich an meinem Arm festkrallte. Er fuchtelte mit der freien Hand in der Luft herum, verzog das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse und stöhnte herzzerreißend. Ich konnte

jedoch keinen Grund für sein Verhalten entdecken.
»Suko, komm zu dir!« schrie ich meinen Freund an. »Was ist los?«
»John, hilf mir!« Suko brach in die Knie.
Im nächsten Moment erlebte auch ich den unheimlichen, durch magische Kräfte gesteuerten Angriff. Tausende, ja sogar Millionen geflügelter Ameisen stürzten sich auf uns. Die kleinen schwarzen Punkte ihrer Körper verdunkelten den Himmel, den wir zwischen den tiefhängenden Ästen sahen.
In Sekundenschnelle brannte meine Haut im Gesicht, im Nacken und an den Händen wie Feuer. Hunderte von Ameisenbissen ließen mich genau wie Suko stöhnen.
Das waren keine richtigen Ameisen. Die Hexen gaukelten sie uns nur vor. Es änderte aber nichts daran, daß die Bisse tödlich schmerzten und das Gift meinen Körper zu lähmen begann. Suko lag schon zuckend auf dem Boden und wehrte sich kaum noch gegen den dämonischen Angriff.
Ich wollte nach dem geweihten Silberkreuz an meinem Hals greifen, doch meine Hand gehorchte mir nicht mehr. Diese dämonischen Ameisen hatten so viel Gift in meinen Körper gepumpt, daß dieser kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch stand.
Es war verrückt! Diese kleinen beißenden Biester existierten gar nicht, aber sie brachten Suko und mich beinahe um!

***

Eine moderne, nüchterne Zeit war angebrochen, in der kein Platz für finstere Gestalten aus Sagen und Mythen blieb. Die Menschen glaubten an den Fortschritt und die Technik. Wenn doch jemand von Geistern und Dämonen sprach, wurde er ausgelacht und als Sonderling und Spinner abgetan.
Es gab noch Gegenden auf der Welt, in denen das Böse einen festen Platz in den Gedanken der Menschen einnahm. Meist waren es abgelegene Gegenden, in denen sich das dämonische Treiben austobte, weil es kaum Zeugen gab. Denn auf eines achteten die Kräfte der Finsternis: Sie wollten keinen Zeugen bei ihrem Tun. Die Menschen sollten überrascht und überrumpelt werden.
In den abgelegenen Gebieten von Schottland und Wales zum Beispiel hielt sich der Dämonenglaube noch immer. In den Städten war das nicht so.
Doch es gab Ausnahmen. Die Gegend an der Themse, in der das Hexenhaus stand, war eine solche Ausnahme.
Die Bewohner der umliegenden Häuser wagten sich nachts nicht auf die Straße. Und tagsüber vergewisserten sie sich erst, ob ihnen Gefahr drohte oder nicht.
An diesem frühen Nachmittag des zehnten Dezembers hörten sie ein

hohles Sausen in der Luft. Zu sehen war nichts außer ein paar dunklen Wolken, die schon seit einiger Zeit über London hingen und Schnee ankündigten.

Trotzdem zogen sich die Menschen hastig in ihre Wohnungen zurück, verriegelten Türen und Fenster und schlossen die Jalousien. Sie wollten mit dem dämonischen Treiben nichts zu tun haben, das sich in ihrer nächsten Nähe abspielte.

Sie ahnten nicht, daß zwei Menschen vor dem Hexenhaus an der Themse um ihr Leben kämpften. Hätten Sie es gewußt, wären sie trotzdem in ihren schützenden vier Wänden geblieben. Zu gefährlich erschien es ihnen, sich mit den Mächten der Finsternis anzulegen.

Es war ein sehr kurzsichtiger Standpunkt, denn eines Tages konnten auch sie die Macht der Dämonen und anderer böser Geister zu spüren bekommen, und dann würde niemand da sein, der sich um sie kümmerte.

Aber so waren eben die meisten Menschen. Sie dachten nur an ihre eigene Sicherheit und daran, ihre Haut zu retten. Zu spät merkten sie dann, daß sie sich auf dem falschen Weg befanden.

Auf einem Weg der zwei Männer an diesem Nachmittag ihrem Schicksal überließ!

***

Vor meinen Augen wurde es schwarz. Diesmal verfinsterten nicht die kleinen, mordgierigen Biester den Himmel, sondern eine Ohnmacht griff nach mir. Nur noch wenige Sekunden, dann würde mein Schicksal besiegelt sein. Sukos ebenfalls.

»John!«

Sein Hilferuf erreichte mich aus weiter Ferne, als wären wir durch Unendlichkeiten getrennt. Wahrscheinlich versagte bereits mein Gehör. Ich hörte jemanden schmerzlich stöhnen und keuchen. Vielleicht war das sogar ich selbst.

Meine Knie wurden weich wie Gummi. Ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten. Davon, die Ameisen abzuwehren, war keine Rede. Ich bekam die Arme nicht hoch.

Mit einem verzweifelten Aufschrei brach ich zusammen und rollte ins Gras. Ich wollte mich herumwälzen, um die Blutsauger und Dämonenameisen loszuwerden, aber sogar dazu war ich bereits zu schwach.

Noch gab ich nicht auf. Mein Lebenswille war stärker als die Mächte der Finsternis.

Mit unendlicher Anstrengung bog ich meinen Arm so, daß ich mich auf meine rechte Hand rollen konnte. Ich hatte kein Gefühl mehr in den Fingern, da auch sie von Ameisenbissen geschwollen waren und wie Feuer brannten.

Es gelang. Ich kam auf der Hand zu liegen. Meine Finger befanden sich in Höhe meiner Kehle.

»John, hilf mir!« wimmerte Suko.

»Ich… ich kann nicht… mehr!«

Meine Finger glitten unter das Hemd. Ich fühlte nichts, aber irgendwie bekam ich mein geweihtes Silberkreuz zu fassen. Noch einmal rollte ich mich herum.

Die Halskette verfing sich in den Fingern. Das Kreuz rutschte unter dem Stoff hervor und lag frei.

Sofort sah ich wieder. Das schwarze Tuch, das sich über meine Augen gelegt hatte, war verschwunden.

Hell strahlte und funkelte das Silberkreuz mit den Symbolen der vier Erzengel. Ich merkte, daß neue Kraft meinen Körper durchströmte. Sie ging von der Waffe des Guten aus.

Innerhalb weniger Sekunden erholte ich mich. Die fliegenden Ameisen, die uns unsere Feinde vorgegaukelt hatten, waren nicht mehr zu sehen.

Verblüfft blickte ich auf meine Hände. Die Rötungen und Schwellungen waren ebenfalls weg. Das Kreuz bewirkte, daß der ganze Spuk rückwirkend aufgehoben wurde, als hätte es ihn nie gegeben.

Ein tiefer Seufzer neben mir erinnerte mich an Suko. Erschrocken drehte ich mich zu ihm herum und prallte zurück.

Suko war kaum als menschliches Wesen wiederzuerkennen. Sein ganzer Kopf bildete eine dunkelrot bis blau angelaufene, verquollene Masse, zerbissen und von Ameisengift verätzt. Augen und Mund waren zugeschwollen.

Seine Hände sahen nicht viel besser aus. Welche Höllenqualen mußte mein Freund durchleiden!

Hastig legte ich das Silberkreuz auf sein Gesicht. Im nächsten Moment hörte er zu stöhnen auf.

Ich hatte schon mehrere Beweise für die außerordentlichen Kräfte meines Silberkreuzes miterlebt. Diesmal war es besonders beeindruckend.

Innerhalb weniger Sekunden bildeten sich die Schwellungen zurück. Das breite, gutmütige Gesicht meines Freundes zeichnete sich deutlich ab. Und schon zehn Sekunden später setzte er sich auf, gab mir grinsend mein Kreuz zurück und war wieder völlig der Alte.

»Das war Rettung in letzter Sekunde, John«, sagte er erleichtert aufseufzend. »Jetzt kann ich verstehen, daß Mara Lacatte für dich schwärmt.«

Damit erinnerte er mich an den Grund unseres Unternehmens. Ich deutete auf den Bluthund, der neben der Pforte stand und uns nicht aus den Augen ließ.

»Nun wissen wir, warum uns dieser Schoßhund hereingelassen hat«, erklärte ich.

»Er hatte den Befehl dazu erhalten. Wir sollten in diese heimtückische Falle gelockt werden.«

Suko klopfte mir auf die Schulter. »Danke, John«, sagte er einfach aber ehrlich.

»Und da machen manchmal Leute Kuren, bei denen sie sich von Ameisen beißen lassen! Ich gebe es dir schriftlich, ich mache nie bei einer solchen Kur mit!«

Ich grinste ebenfalls, doch im nächsten Moment erlosch mein Grinsen. Ich hatte hinter einem der blinden Fenster eine Bewegung erspäht.

»Vorwärts«, zischte ich.

Wir drangen in das Hexenhaus an der Themse ein.

***

Ich warf mich gegen die Eingangstür. Sie schwang auf und gab den Blick in einen völlig verwahrlosten Vorraum frei. Die Tapeten hingen von den Wänden. Aus der Decke hatten sich zwei Balken gelöst und baumelten frei im Raum.

Mit einem weiten Sprung erreichte ich die Wohnzimmertür und kam gerade noch zurecht, um eine verblüffende Zeremonie zu erleben.

Auf einem kostbaren Teppich saßen drei Frauen. Sie hielten einander an den Händen. Ihre Blicke waren auf die eingestickten Zeichen im Teppich gerichtet.

Blitzartig erkannte ich die Bedeutung der Symbole! Es waren starke Zeichen der Schwarzen Magie. Hier hatten sich die drei Schwestern von Mara Lacatte versammelt. Ihnen verdankte ich den Angriff auf mein Büro. Ihnen verdankten Suko und ich aber auch, daß wir vorhin fast von den Geisterameisen zu Tode gebissen worden wären.

Ich wollte die Hexen unschädlich machen. Sie durften ihre bösen Kräfte nicht weiter ausüben! Doch als Suko und ich auf die drei Hexen zugingen, liefen wir gegen eine unsichtbare Wand. Benommen taumelten wir zurück.

Suko stöhnte.

Ich konnte mich im Moment aber nicht um ihn kümmern. Ich ahnte nämlich, was die Hexen planten. Sie wollten mir entkommen. Darum hatten sie sich auf den schwarzmagischen Teppich zu einer Beschwörung zusammengefunden.

Ehe ich mein silbernes Kreuz unter dem Hemd hervorzog, um damit die unsichtbare Wand zu sprengen, begannen die Gestalten zu flimmern. Auch der Teppich verschwamm vor meinen Augen.

»Hiergeblieben!« schrie Suko wütend.

Es half nichts. Im nächsten Moment waren Teppich und Hexen

verschwunden. Die Sperre existierte nicht mehr. Ungehindert konnten wir das Wohnzimmer betreten.

Es war zu spät. Ich konnte Mara Lacattes Schwestern nicht mehr zur Rechenschaft ziehen.

»Sie sind mächtiger, als ich ursprünglich dachte«, gab ich zu. »Sie beherrschen die Reise durch eine andere Dimension. Und sie stehen mit gefährlichen dämonischen Kräften im Bund.«

»Ich hatte nicht angenommen, daß sie zur Heilsarmee gehören«, knurrte Suko und rieb sich die Stirn, auf der eine Beule wuchs. »Unfreundliche Schwestern sind das! Mein Kopf brummt wie nach einer wilden Feier!«

»Sehen wir uns um«, schlug ich vor, aber auch das brachte nichts ein. In dem Haus war nichts Interessantes zu entdecken. Absolut nichts. Ohne den Teppich und die drei Frauen, die sich dem Bösen verschrieben hatten, sah alles wie eine gewöhnliche Ruine aus.

»Hast du ihre Gesichter gesehen?« fragte Suko, als wir enttäuscht vor das Haus traten.

Ich schüttelte den Kopf. »Sie haben ihre Köpfe absichtlich gesenkt. Sie haben von Anfang an gewußt, daß wir aufkreuzen werden. Und sie haben dafür gesorgt, daß wir diesem alten Mann nicht helfen können.«

»Der alte Mann!« Suko schlug sich gegen die Stirn und stieß im nächsten Moment einen Schrei aus. »Meine Beule! Ich hatte sie ganz vergessen. Den alten Mann übrigens auch.«

»Gehen wir«, sagte ich verbittert. Es war für mich immer am schlimmsten, wenn ich wußte, daß böse Mächte etwas planten, ich es aber nicht verhindern konnte.

Der Bluthund! An den hatten wir auch nicht mehr gedacht. Als wir uns dem Tier näherten, fletschte es drohend die Zähne. Der Hund hatte uns zwar in den Garten gelassen, wollte uns jedoch festhalten.

»Ich fürchte, wir werden ihn ausschalten müssen«, sagte Suko und betrachtete seine Hände.

Ich zweifelte nicht daran, daß er es schaffen konnte, aber ich wollte den Hund schonen. Kurz darauf hatte ich eine Möglichkeit entdeckt.

Dicht außerhalb der Reichweite des Hundes wuchs ein Baum mit Ästen, die mannshoch über dem Boden stark genug waren, um mich zu tragen. Ich kletterte auf den untersten Ast und schob mich so weit vor, daß der Hund genau unter mir war.

Sofort sprang er bellend unter dem Ast hoch, ohne mich zu erreichen.

Suko begriff meinen Plan. Während ich den Bluthund ablenkte, preschte er vor, packte die lange Laufleine und schlang sie zweimal um einen anderen Baum. Er machte gerade noch rechtzeitig einen Knoten und sprang zurück.

Der Hund wurde auf ihn aufmerksam und griff an, erreichte ihn

jedoch nicht mehr, da die Leine zu kurz war. Ungehindert verließen wir den Garten.

»Ich habe den Knoten so gebunden, daß er sich nach einigem Zerren lösen wird«, versicherte Suko. »Und was machen wir jetzt?«

Ich warf einen letzten Blick zu dem düsteren Hexenhaus. »Sprechen wir mit Mara Lacatte. Vielleicht erinnert sie sich inzwischen an einige Details, die uns zu dem Mordopfer führen könnten.«

Suko hatte nichts dagegen einzuwenden. Er faltete seinen durchtrainierten Körper zusammen und schob sich auf den Nebensitz des Bentleys. Ich übernahm das Steuer und fuhr zu dem kleinen Hotel, in dem sich die ehemalige Hexe versteckte.

Wir waren noch zwei Straßenzüge davon entfernt, als wir von allen Seiten Sirenen hörten.

Ein unangenehmes Gefühl beschlich mich. In dieser Gegend war etwas passiert.

War das Hotel betroffen?

Eine Minute später wußten wir es.

Maras Hotel stand in hellen Flammen!

***

Polizei, Krankenwagen und Feuerwehr waren schon vor uns eingetroffen, aber wir fanden eine völlig ratlose Rettungsmannschaft vor. Die Polizisten beschränkten sich darauf, die Schaulustigen zurückzudrängen. Die Ärzte und Sanitäter standen ratlos an ihren Wagen.

Die Feuerwehrleute waren die einzigen, die etwas unternahmen, aber das war auch nicht gerade viel. Sie hielten einige Schlauchleitungen auf das Hotel gerichtet und jagten Wasserfontänen auf das brennende Gebäude.

»Schlafen die?« rief Suko entgeistert. »Warum helfen sie nicht?«

Mir lag schon eine scharfe Frage an einen Polizeioffizier in meiner Nähe auf der Zunge, als ich sah, was los war.

Suko bemerkte es offenbar im selben Moment. »Allmächtiger«, murmelte er erschüttert.

Hinter den Fenstern des Hotels waren Menschen zu sehen. Sie winkten verzweifelt, doch gleich darauf wurden sie von Qualm und Flammen eingehüllt. Jede Hilfe kam zu spät.

Die Wasserstrahlen der Löschzüge prallten nämlich dicht vor den Außenmauern des Hotels an einer unsichtbaren Wand ab.

Es war wie in dem Hexenhaus an der Themse. Eine magische Kraft verhinderte, daß die Rettungsmannschaften überhaupt an das Hotel herankamen!

Ich sprang auf den Polizeioffizier zu und zeigte ihm hastig meinen Ausweis.

»Bahnen Sie mir einen Weg in das Gebäude!« schrie ich ihn an.
»Aber… Sie kommen da nicht hinein, Sie…!« wandte er ein.

Wir hatten keine Zeit für lange Diskussionen. Ich sprintete zu meinem Bentley zurück und holte meinen Spezialkoffer. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich, daß Suko den Polizeioffizier einfach an den Schultern packte und zu seinen Leuten schob.

Mehr bekam ich nicht mit, aber als ich mit meinem Koffer zurückkehrte, hatten mir die Uniformierten eine Gasse zwischen den Schaulustigen und Feuerwehrleuten hindurch gebahnt.

Ich rannte bis unmittelbar an die Bannzone, legte meinen Koffer auf den Boden und öffnete ihn vorsichtig. Das Spezialschloß war so präpariert, daß es bei falscher Bedienung Betäubungsgas versprühte. Ein wirksamer Diebstahlschutz, aber auch ich mußte mich vorsehen, daß ich nicht in der Eile in die eigene Falle ging.

Der Deckel schwang zurück. Meine wertvollen Waffen gegen das Böse lagen frei in den mit rotem Samt ausgeschlagenen Fächern vor mir. Ich nahm blitzschnell meine Gnostische Gemme und die magische Kreide raus. Mit dem silbernen Kreuz vor der Brust ging ich langsam auf die unsichtbare Mauer zu.

Ich fühlte einen Widerstand, aber im nächsten Moment leuchtete das Kreuz auf meiner Brust hell auf. Ich preßte die Gnostische Gemme, einen grünlich schimmernden Stein mit einer Schlange darauf, gegen das dämonische Hindernis.

Von allen Seiten drang schauerliches Stöhnen an meine Ohren. Es stammte nicht von den Eingeschlossenen, sondern von den bösen Geistern, die ich mit meinen Waffen vertrieb.

Meine Hand mit der Gemme bewegte sich durch die Luft, als würde ich in eine Butterwand eindringen. Noch fühlte ich, wie sich das Böse wehrte, aber Gemme und Kreuz zusammen waren mächtiger.

Und auf einmal war die Barriere vollständig verschwunden. Ich stolperte vorwärts und hielt mich im letzten Moment auf den Beinen. Noch drang ich nicht in das Gebäude vor. Zu leicht hätte sich das brennende Hotel in eine tückische Dämonenfalle verwandeln können. Wenn die Hexen hinter mir die Sperre wieder errichteten, war ich von der Außenwelt abgeschlossen, verbrannte elend und konnte niemandem helfen.

Deshalb hatte ich die magische Kreide zu mir gesteckt. Ich bückte mich und malte ein weißmagisches Symbol auf den Boden. Erst jetzt war ich sicher, daß mir die Hexen nicht in den Rücken fallen konnten.

»Vorwärts!« schrie ich den anderen zu.

»Los, bewegt euch!« brüllte Suko und scheuchte die Feuerwehrleute vor sich her.

Sie begriffen nicht, was geschehen war, aber sie konnten endlich etwas tun. Die Wasserstrahlen zischten durch die geborstenen

Scheiben in das Innere des Hauses.

Männer mit Atemschutzgeräten drangen in die Halle vor.

Ich versuchte es ebenfalls, mußte jedoch aufgeben. Dicker Qualm quoll aus dem Eingang. Trotzdem mußte ich da hinein.

Ich rannte auf den Einsatzleiter der Feuerwehr zu, aber ich brauchte nichts mehr zu machen. Suko hatte denselben Gedanken wie ich gehabt und eine Atemmaske für mich besorgt.

Nachdem ich sie übergestreift hatte, konnte ich über die Schlauchleitungen hinweg in die Halle klettern. Die Feuerwehrleute brachten einige Gäste ins Freie, die halb bewußtlos waren. Sie hatten starke Rauchvergiftungen erlitten. Sie hatten es bis in die Halle geschafft, waren aber nicht mehr aus dem Haus gekommen, weil sie von der magischen Sperre zurückgehalten worden waren.

Das Feuer wütete in den oberen Stockwerken. Dort lagen auch die Zimmer der Gäste. Für mich stand fest, daß dieser Anschlag Mara Lacatte galt. Diesmal allerdings war ich überzeugt, daß nicht sie die Sperre errichtet hatte. Ich tippte auf ihre Schwestern. Sie hatten verhindern wollen, daß Mara entkam.

Es war niemand da, den ich nach Mara Lacattes Zimmer hätte fragen können. Daher verließ ich mich auf mein Glück und rannte zur Treppe. Der Aufzug war außer Betrieb. Auf der schmalen Treppe standen mehrere Feuerwehrleute mit schwerer Ausrüstung. Ich drängte mich an ihnen vorbei, obwohl sie mich zurückhalten wollten.

Diesmal mußte ich besonders vorsichtig sein. Auch wenn das Feuer durch magische Kraft ausgelöst worden war, so waren die Flammen echt. Ich konnte sie nicht mit meinen Waffen bekämpfen. Dafür war die Feuerwehr zuständig. Aber ich konnte vielleicht unschuldige Menschen retten, falls sie noch irgendwo von dämonischen Mächten festgehalten wurden.

Ich erreichte den ersten Stock und prallte zurück. Durch die Flammen hindurch erkannte ich mehrere Hotelgäste. Sie konnten nicht mehr am Leben sein. Hinter mir kamen Feuerwehrleute nach und drangen in den vom Feuer ausgefüllten Korridor ein.

Ich versuchte es noch ein Stockwerk höher. Und hier bekam ich sofort den Beweis, daß sich Mara auf dieser Etage aufhielt.

Flammen züngelten nicht einfach an den Wänden hoch, sondern führten einen wilden Tanz auf. Inmitten des Feuers sah ich Gesichter, Teufelsfratzen, verunstaltete Leiber. Die Dämonen gaben sich ein Stelldichein zum höllischen Brandopfer. Drei Satansdienerinnen stürzten zahlreiche Unschuldige ins Verderben, um sich an ihrer abtrünnigen Schwester zu rächen.

Gegen diese Flammen konnte ich ankämpfen. Ich hielt Silberkreuz und Gnostische Gemme hoch über meinen Kopf. Eine massige Gestalt tauchte neben mir auf. Suko hatte sich ebenfalls seinen Weg durch das

raucherfüllte Treppenhaus erkämpft.

Ich tat den ersten Schritt, und ich muß gestehen, daß mir sehr mulmig war. In der Etage unter mit tobte der echte Brand mit fürchterlicher Gewalt. Bestimmt war schon die Zwischendecke angekohlt. Wer weiß, wie lange sie noch trug.

Die magischen Flammen wichen vor meinen Waffen zurück. Ich wandte kurz den Kopf. Hinter mir blieb der Korridor frei, der sich nur mit Rauch füllte.

»Die Türen!« schrie ich Suko zu.

Er nickte, stieß die Zimmertüren zu beiden Seiten auf und starrte in die Zimmer. Mit seiner Atemmaske sah er wie ein Taucher aus.

Er hatte Erfolg. Hinter der dritten Tür kauerten mehrere Personen. Ich sah nur flüchtig hin. Männer, Frauen, Kinder. Sieben oder acht. Suko sprang in das Zimmer und zerrte die halb Ohnmächtigen auf den Korridor heraus. Keine Sekunde zu früh!

Er hatte kaum die letzte Person, einen alten Mann, aus dem Raum geborgen, als der Boden einstürzte. Er fiel in einem Stück in das darunterliegende Stockwerk.

Flammen schlugen hoch. Funken stieben durch die Luft.

Suko schlug die Tür zu. Dadurch konnte er das Feuer noch einige Minuten eindämmen.

Feuerwehrleute erreichten inzwischen auch diese Etage und nahmen die Geretteten in Empfang. Ich hörte in meinem Rücken erstaunte und verblüffte Rufe. Die Helfer hatten entdeckt, auf welche Weise ich diese Flammen bekämpfte, und sie konnten nicht glauben, was sie sahen.

Ich ging weiter, obwohl der Boden unter meinen Füßen im wahrsten Sinne des Wortes heiß wurde. Mara Lacatte hielt sich bestimmt in der Nähe auf, und die ganze Wut des Hexenfeuers konzentrierte sich auf sie.

Noch ein Schritt. Der Fußboden knirschte verdächtig. In meinen Schuhen wurde es unangenehm warm.

Plötzlich öffnete sich vor mir ein breiter Spalt im Boden. Flammen züngelten daraus hervor. Echte Flammen.

Der Riß zog sich von einer Korridorwand zur anderen. Ich kam nicht mehr voran.

»Mara!« schrie ich aus Leibeskräften. »Mara Lacatte!«

Die letzte Tür flog auf. Mara, die Hexe, taumelte auf den Korridor heraus.

Als sie die Flammen sah, die sie von mir trennten, schrie sie gellend auf und brach vor Schreck in die Knie.

Auf diesen Moment hatten ihre Schwestern gewartet. Sie schlugen mit ganzer Macht zu!

***

Der Mann ahnte nicht, daß er nur mehr wenige Stunden zu leben hatte. Zufrieden ging er durch die Räume der herrlichen Villa im Londoner Stadtteil Kensington.

Was für ein Haus, dachte er begeistert. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß er eines Tages in einem so prächtigen Gebäude wohnen würde. Alle seine Wünsche waren in Erfüllung gegangen.

Der Mann trat an eines der Fenster im Obergeschoß und blickte in den rasch dunkler werdenden Himmel. Es begann zu schneien. Eisiger Wind trieb Schneeflocken schräg durch die Luft.

Der Mann genoß es, bei diesem Wetter in dem schönen Haus geborgen zu sein. Er ahnte nicht, daß er schon lange als Mordopfer feststand. Er ahnte auch nicht, wie nahe ihm der Tod bereits war.

Mit einem zufriedenen Seufzen ging er an den Kamin, legte frisches Holz nach, setzte sich in den kostbaren Ledersessel und blickte versonnen in die Flammen.

Ja, er hatte erreicht, was er sich immer gewünscht hatte. Was wollte er noch mehr?

***

Ich sah auf den ersten Blick, was mit Mara los war. Bisher hatte sie sich offenbar mit ihren Fähigkeiten als Hexe gegen die Angriffe verteidigt. Nicht ein einziges ihrer goldblonden Haare war versengt. Die magischen Flammen waren noch nicht bis in ihr Zimmer durchgedrungen.

Doch nun versuchten ihre Schwestern, sie durch Feuer zu töten, und dagegen war sie nicht gefeit. Da halfen auch ihre magischen Fähigkeiten nichts. Der vorrückende Brand hatte sie aus ihrem Zimmer vertrieben. Doch auf dem Korridor sah es nicht besser aus.

Der Spalt zwischen ihr und mir verbreiterte sich zusehends. Zwar drängte ich mit Kreuz und Gemme die magischen Flammen zurück, und von Mara ging wieder dieses rötliche Leuchten aus, das ich schon in meinem Büro gesehen hatte, aber gegen die richtigen Flammen hatte keiner von uns ein Mittel.

Verzweifelt sah ich mich nach Feuerwehrleuten um, aber im Moment waren keine in unserer Nähe.

Ich streckte Mara die Hand entgegen. »Halten Sie sich dicht an der Wand!« schrie ich ihr zu. »Dort trägt sie der Boden noch am ehesten! Schnell, Sie haben keine Zeit zum Überlegen!«

Nackte Panik spiegelte sich in ihrem Gesicht. Todesangst jagte sie in die hinterste Ecke des Korridors zurück.

»Springen Sie, oder Sie verbrennen!«

Das trieb sie vorwärts. Sie nahm einen kurzen Anlauf und schnellte auf mich zu. Ich bekam ihre Hand zu fassen und zerrte mit aller Kraft. Sie prallte gegen mich.

Suko griff zu, und was Suko einmal in den Händen hat, läßt er nicht mehr los. Mara flog wie eine federleichte Puppe durch die Luft und landete in Sukos Armen. Er lief mit ihr bis zur Treppe und stellte sie auf sicherem Boden ab.

Ich machte, daß ich weg kam. Hier konnten wir nichts mehr tun. Wer immer sich noch in den Zimmern aufhielt, war verloren, sofern er nicht durch die Fenster gerettet wurde.

Mara war am Ende ihrer Kräfte. Sie wankte die raucherfüllte Treppe hinunter und hing schwer an Sukos Arm. Wir mußten Platz für die Feuerwehrleute machen.

Immer mehr drangen in das brennende Gebäude ein. Überall tobten die Flammen.

Die Wasserstrahlen zischten durch offene Türen und Fenster. Wir bekamen einen ordentlichen Schauer ab. Bei der fürchterlichen Hitze in dem Gebäude war es direkt eine Wohltat.

Doch kaum traten wir ins Freie, als wir erbärmlich zu frieren begannen. Sogar Sukos gelbe Haut wurde blau.

Zum Glück gab es genug Helfer, die uns in Decken hüllten und zu einem Bus der Feuerwehr führten. Hier bekamen wir heißen Tee. Eine grauhaarige Krankenschwester tat uns mit einem Augenzwinkern jedem einen kräftigen Schuß Rum in den Tee. Schon nach den ersten Schlucken fühlte ich mich wie neugeboren.

Düster sahen wir zu, wie das Hotel vollständig ausbrannte. Zum Glück griffen die Flammen nicht auf die Nachbargebäude über.

Mara bestätigte mir, was ich bereits vermutete. Ihre Schwestern hatten ihr auf geistigem Weg ein letztes Ultimatum gestellt, und als sie sich geweigert hatte, in die Hexenzunft zurückzukehren, war das Hotel in Flammen aufgegangen.

»Wären Sie nicht gekommen, John, hätte ich verbrennen müssen«, beteuerte Mara bleich und verängstigt. »Ich hatte gedacht, ich würde mit meinen ehemaligen Schwestern fertig. Aber sie haben mir ihre Macht demonstriert.«

Ich sah sie prüfend an. »Wollen Sie dieser Drohung nachgeben?« erkundigte ich mich.

Sie hob abwehrend die Hände. »Nach diesem entsetzlichen Zwischenfall will ich erst recht nichts mehr mit den Hexen zu tun haben, John! Glauben Sie mir!«

Ich glaubte ihr. Sie meinte es ehrlich.

***

Eine halbe Stunde später kam der Polizeioffizier durch dichtes Schneegestöber auf uns zu. Er gab einen kurzen Zwischenbericht. Die Bilanz dieses dämonischen Angriffs war grauenhaft.

Sechzehn Menschen waren in den Flammen umgekommen oder

durch den Rauch erstickt. Zwei Dutzend Verletzte. Ich mußte meine Empörung gewaltsam niederkämpfen.

Suko knirschte laut mit den Zähnen. »Wenn ich diese feinen Schwestern erwische!« knurrte er. »Sechzehn Tote!«

»Seien wir froh, daß wir wenigstens ein paar Leute retten konnten«, erwiderte ich.

»Und du kannst Gift darauf nehmen, daß ich diesem Spuk ein Ende bereiten werde.«

Ich warf Mara einen forschenden Blick zu. Sie sah noch immer hübsch aus, aber sie konnte sich kaum aufrecht halten. »Wir fahren zu mir nach Hause!«

Suko und ich nahmen die ehemalige Hexe zwischen uns und führten sie zu meinem Bentley. Unsere Kleider waren mittlerweile weitgehend getrocknet. Trotzdem schaltete ich die Heizung sofort auf volle Touren. Schweigend fuhren wir zu dem Apartmenthaus, in dem Suko und ich zwei benachbarte Wohnungen besaßen.

Wir führten Mara nach oben. Als wir den Aufzug verließen, kam uns eine Frau entgegen, die ich unter Tausenden allein an ihren Haaren herausgefunden hätte.

Dieses Blond erinnerte mich immer an reifen Kansas-Weizen, und es gehörte der hübschesten Privatdetektivin der Welt, Jane Collins.

Ihre Augen weiteten sich, als sie uns erblickte. Sie riß den Mund auf, als würde sie jeden Moment einen gellenden Schrei ausstoßen. Jane beherrschte sich jedoch.

Wortlos nahm sie mir den Wohnungsschlüssel aus der Hand und öffnete meine Tür.

Sie half uns auch, Mara auf die Couch zu legen.

Erst als Suko und ich uns erschöpft in die Sessel fallen ließen, stellte sie sich vor mich hin und stemmte die Fäuste in die Hüften.

»Was ist denn mit euch passiert?« fragte sie atemlos. »Habt ihr euch schon im Spiegel besehen?«

Ich schüttelte den Kopf und betrachtete Suko. Wenn ich genau so aussah wie er, konnte ich Janes Erschrecken vorhin gut verstehen. Seine Kleider waren angesengt, sein Gesicht rußgeschwärzt.

»Ihr hattet einen schwierigen Einsatz und habt mir vorher nichts gesagt«, rief Jane anklagend. Ich kannte sie. Sie wäre am liebsten dabei gewesen. »Statt es mir zu erzählen, John, faselst du am Telefon etwas von einer Hexe, mit der du dich beschäftigen mußt!«

Jetzt schaffte ich sogar ein müdes Lächeln. »Dort liegt die Hexe«, sagte ich und deutete auf Mara.

Jane holte tief Luft, um mir eine Predigt zu halten, aber Mara kam ihr zuvor. Sie schilderte leise und stockend, was sich seit unserer ersten Begegnung ereignet hatte.

»Ich darf nicht hierbleiben«, sagte Mara Lacatte zuletzt. »Ich bringe

nur euch drei in Gefahr. Meine Schwestern werden nicht aufgeben.«

»Unsinn!« Ich wischte ihre Bedenken mit einer heftigen Handbewegung weg. »Wir schweben immer in Gefahr, weil sich ständig irgend jemand an uns rächen will. Da macht es nichts aus, wenn Sie sich in diesem Apartment verstecken.«

»Und was unternehmt ihr jetzt?« fragte Jane, an unsere Adresse gerichtet. »Oder wollt ihr zusehen, wie diese höllischen Schwestern noch mehr Menschen töten?«

Ich deutete auf das Bad. »Ich dusche erst einmal«, sagte ich. »So kann ich mich nicht unter Menschen wagen.«

Ich ließ Mara den Vortritt. Sie beeilte sich, und zwanzig Minuten später stand ich unter der heißen Dusche und lebte auf. Jane blieb im Wohnzimmer während Suko sich in sein Apartment zurückzog, um sich ebenfalls in einen neuen Menschen zu verwandeln.

Ich fühlte mich wie neugeboren, als ich in das Wohnzimmer zurückkehrte. Aber gleich darauf war es mit dem Wohlbefinden vorbei.

Jane saß mit einem merkwürdig starren Blick im Sessel und reagierte nicht, als ich ihren Namen rief. Von Mara fehlte jede Spur.

»Jane, komme zu dir!« Ich rüttelte sie sanft an der Schulter. Sie rührte sich noch immer nicht. Erst als ich eine knappe Beschwörung murmelte, richtete sie sich durchatmend auf.

»Dieses Biest!« rief sie kopfschüttelnd. Sie war nicht wirklich wütend. »Sie hat mich mit einem Bann belegt, daß ich mich eine Viertelstunde lang nicht rühren konnte!«

»Du sprichst von Mara?« vergewisserte ich mich.

Dafür fing ich von Jane Collins einen vorwurfsvollen Blick ein. »Natürlich, von deiner neuesten Eroberung! Sie macht dir aber nicht nur schöne Augen, John, sie hat auch ihren eigenen Kopf. Bevor sie ging, sagte sie noch, du solltest dir keine Sorgen um sie machen. Rührend, nicht wahr?«

Ich ging nicht weiter darauf ein. Jane behauptete zwar immer, nicht eifersüchtig zu sein, sie war aber die Eifersucht in Person. »Hat sie auch gesagt, warum sie geht?«

Jane zuckte die Achseln. »Um dich nicht zu gefährden. Du scheinst ihr Augenlicht zu sein, John Sinclair. Ich wußte gar nicht, daß du so auf Hexen wirkst.«

»Wußte ich bisher auch nicht«, erwiderte ich und dachte mit Schrecken an Maras Schwestern. »Leider wirke ich nicht auf alle Frauen. Die drei aus dem Hexenhaus jedenfalls haben sich nicht gerade sehr freundlich gezeigt.«

»Ich möchte mir das Hexenhaus ansehen«, meinte Jane. »Vielleicht finde ich dort etwas.«

Ich wurde von der Türklingel unterbrochen. Es war Suko. Mit ein

paar Worten schilderte ich ihm, was sich inzwischen ereignet hatte. »Eigentlich können wir gar nichts unternehmen«, fügte ich hinzu. »Warum sollten wir also nicht zu dem Hexenhaus fahren?«

Mein chinesischer Freund öffnete einladend die Wohnungstür. »Gehen wir! Ich habe mich schon lange nicht mehr mit Hexen herumgeschlagen.«

»Es hat eben nicht jeder so viel Glück bei Hexen wie John«, bemerkte Jane bissig und rauschte mit hoch erhobenem Kopf aus dem Apartment.

Mir blieb nichts anderes übrig, als den beiden zu folgen. Was hätte ich sonst tun sollen?

***

Eine schleimige, graue Masse glitt durch London, ein Wesen, das Menschen Furcht und Schrecken eingejagt hätte.

Es verhielt sich wie ein intelligentes Lebewesen, obwohl es nur eine Ausgeburt des Bösen war, ein willenloses Werkzeug. Hätte ein Mensch diese amorphe Masse zu Gesicht bekommen, hätte er sie als schleimig, glitschig und ständig die Form verändernd beschrieben. Es gab jedoch keine Zeugen, da sich die graue Masse außerhalb der Sichtweite von Menschen bewegte.

Der Sendbote des Dämonenreichs besaß etwa die Größe eines normalen Teppichs.

Mal floß er in einer dünnen Bahn durch einen Garten, mal bildete er eine Kugel, die durch eine menschenleere Gasse rollte.

Kämen Leute in die Nähe, zog sich das Wesen blitzschnell in ein Versteck zurück.

Ein offenes Kellerfenster genügte. Die graue Masse bildete einen armdicken Schlauch und floß in die Tiefe, kam auf der anderen Seite des Hauses wieder zum Vorschein und setzte unbeirrbar ihren Weg fort.

Das Ziel des Todesboten war ein Haus in Kensington, eine der herrlichen alten Villen, die noch nicht in Etagenwohnungen aufgeteilt worden waren. Ihre Besitzer waren für gewöhnlich alteingesessene, gehörten zu bekannten Familien des Landes und waren schwerreich. Das mußten sie schon sein, um ein Haus in dieser teuren Gegend im Herzen Londons unterhalten zu können.

Der Todesbote hatte keine Schwierigkeiten, einer Gruppe junger Leute auszuweichen, die sich vor einem der Häuser um ein Auto scharrte. Er wurde so dünn wie ein Gartenschlauch und schob sich im Rinnstein weiter. Keiner der Jungen und Mädchen merkte es, aber sie unterbrachen ihr lustiges Gespräch und starrten einander betroffen an.

Auf ihren Gesichtern malte sich unbeschreibliches Entsetzen ab, obwohl es dafür keinen erkennbaren Grund gab. Sie hörten und sahen

nichts Besonderes. Niemand ahnte, daß eine schleimige, dämonische Kreatur so dicht an ihnen vorbeiglitt, daß sie nur einen Schritt zu machen brauchten, um darauf zu treten.

Zu ihrem Glück blieben sie wie erstarrt stehen. Es hätte entsetzliche Folgen gehabt, wären sie mit der formlosen Masse in Berührung gekommen. Sofortiger Tod, zumindest eine lebenslange geistige Verwirrung wären die Folge gewesen. Den Kontakt mit dem Todesboten konnte kein Mensch unbeschadet überstehen.

Die fürchterliche Kreatur, die Ausgeburt der Hölle verschwand in der Dunkelheit und steuerte ihr Ziel an. Wie eine riesige Giftschlange, die sich klar und bewußt ihr Opfer suchte, floß die graue Maske über die Stufen vor der alten Villa. Der ›Kopf‹ des Todesboten, die ebenfalls formlose Spitze des langgezogenen Schlauches, berührte die schwere, hölzerne Eingangstür.

Das Holz verdampfte wie unter unvorstellbar großer Hitze. Das schauerliche Wesen aus dem Jenseits drang in das Haus ein.

Der einzige Bewohner des Gebäudes zuckte zusammen. Seine Augen weiteten sich, sein Hals war plötzlich wie zugeschnürt. Noch ahnte der alte Mann nicht, was ihm drohte, aber er fühlte ganz deutlich die Ausstrahlung des Bösen.

Hubbard Vermont stemmte sich zitternd aus dem bequemen Ledersessel neben dem Kamin hoch. Sein Blick fiel auf die Wanduhr. Die Zeiger standen auf acht. Draußen war es vollständig dunkel. Von seinem Platz aus konnte Hubbard Vermont eine Straßenlaterne sehen. Es hatte zu schneien aufgehört. Über allem lag eine dünne weiße Decke.

Ächzend wankte der alte Mann auf das Fenster zu. Er wollte es aufreißen und laut um Hilfe schreien, aber er schaffte weder das eine noch das andere. Schon nach zwei Schritten wirbelte er zur Tür herum.

Angst spiegelte sich in seinen Augen, als er sah, wie sich im Holz ein faustgroßes Loch bildete, durch das sich etwas hereinschob, das auf den ersten Blick wie eine graue Schlange wirkte. Außerdem fühlte der alte Mann die Macht des Bösen, die das Gebilde ausstrahlte.

Zitternd stützte er sich an der Sessellehne ab. Ich soll sterben, hämmerte es in seinem Kopf. Das Reich der Dämonen fordert meinen Tod!

Hubbard Vermont wußte genau, was hier vor sich ging. Er ahnte jedoch nicht, wer den Todesboten schickte.

Er wußte auch, daß er verloren war. Jeder Widerstand war sinnlos. Dennoch wirbelte er herum und versuchte, die Tür des Wohnzimmers zu erreichen.

Es half nichts. Die graue Schlange bildete einen Ring um Hubbard Vermont, den er nicht durchbrechen konnte. Er wollte über die

ekelhafte graue Masse springen, wich jedoch wieder in die Mitte des Todeskreises zurück. So groß seine Angst auch war, die Ausstrahlung des Todesboten war größer. Er war hilflos gefangen.

Der alte Mann sank in die Knie, als sich der Kreis immer enger zusammen zog, bis Vermont sich zuletzt überhaupt nicht mehr bewegen konnte.

Sekundenlang verharrte die schleimige Masse. Dann breitete sie sich explosionsartig aus und überzog Hubbard Vermont mit einem hauchdünnen Film.

Die markerschütternden Schreie waren noch fünf Häuser weiter zu hören. Überall flogen Fenster auf und liefen Menschen auf die Straße.

Erst nach einer vollen Minute verstummten Vermonts Schreie.

Noch bevor die ersten Helfer in die Villa einbrachen, löste sich der Todesbote von seinem Opfer, zog sich zu einem zuckenden Klumpen zusammen und zerplatzte.

Auf dem Boden ankommende Teile des Wesens zerfaserten.

Der Rest der Masse verließ das Mordhaus.

Doch auch das blieb menschlichen Augen verborgen, da der Todesbote den letzten Teil seiner Aufgabe beendet hatte, als die erschrockenen Nachbarn in das Wohnzimmer stürzten und die Leiche fanden.

Die verstümmelte Leiche…

***

»Fahr bei mir vorbei«, bat Jane. Sie hatte ihren uralten VW vor meinem Haus stehenlassen und war in den Bentley gestiegen.

Ich erfüllte ihr den Wunsch. Suko und ich mußten zehn Minuten auf Jane warten.

Als sie wiederkam, trug sie eine schwere Plastiktüte bei sich, ohne uns zu verraten, was sie darin herumschleppte.

Es war vollständig dunkel, als wir das Haus an der Themse erreichten. Von außen war keine Veränderung festzustellen. Die ganze Gegend wirkte leblos, als gäbe es hier keine Menschen. Dabei wußten Suko und ich, daß die Häuser in weitem Umkreis bewohnt waren.

»Die Nachbarn scheinen nicht sehr gesellig zu sein«, stellte Jane Collins fest und musterte die dunklen Gebäude. »Alle Fenster sind verdunkelt.«

»Sie haben Angst vor den Mächten des Bösen«, antwortete ich, steuerte den Bentley an den Straßenrand und löschte die Lichter. »Diesmal bereite ich mich auf alle Überraschungen vor. Die Ladies sollen ihr blaues Wunder erleben, wenn sie uns wieder einen Schwarm fliegender Ameisen oder etwas Ähnliches auf den Hals hetzen.«

Ich öffnete meinen Einsatzkoffer und steckte ein Reservemagazin für meine Beretta ein. Silberne Kugeln waren immer schon eine starke

Waffe gewesen. Suko bekam den silbernen Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte. Die Gnostische Gemme überließ Suko mir.

»Ich brauche etwas Handfestes«, erklärte er grinsend.

Jane lehnte Gnostische Gemme und magische Kreide ebenfalls ab. »Ich bin schon bewaffnet«, sagte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Ich dachte an ihre Astra-Pistole. Ob das die richtige Waffe für diesen Einsatz war?

Ich redete ihr aber nicht rein, sondern lächelte ihr aufmunternd zu. Im Schein der Innenbeleuchtung schimmerten ihre Haare wieder goldfarben. Sie erwiderte mein Lächeln, und in ihren Wangen bildete sich reizende Grübchen.

Wir stiegen aus und näherten uns dem Grundstück. Plötzlich blieb Suko betroffen stehen. »Wir haben den Hund vergessen«, sagte er wütend auf sich selbst. »Wie kommen wir hinein? Ob uns die Hexen diesmal auch erwarten und deshalb ihren Wächter zurückpfeifen?«

»Ihr denkt zu sehr an Dämonen und nicht an das Nächstliegende«, erklärte Jane mit einem leisen Lachen, griff in ihre Plastiktüte und holte ein großes Stück Fleisch heraus. »Ich möchte den Hund sehen, der einer solchen Einladung widerstehen kann. Es sei denn, er hat eine perfekte Polizeiausbildung. Das ist übrigens mein Sonntagsbraten.«

Sie trat an die Pforte, und ich wartete gespannt darauf, was geschehen würde. Der Hund kam an die Gittertür, schnüffelte und nahm Jane das Fleisch aus der Hand. Völlig zufrieden zog er damit ab.

»Der ist bestechlich«, meinte Suko.

Wir betraten den Garten. Von jetzt an bewegten wir uns noch vorsichtig, weil wir jederzeit mit einem Angriff der Hexen rechneten. Es blieb jedoch ruhig. Hinter den Fenstern brannte kein Licht.

Jane schauderte. »Ein unheimlicher Ort«, sagte sie und sah sich nach allen Seiten um. »Jetzt kann ich verstehen, daß sich die Nachbarn zurückhalten. Habt ihr jemanden gesehen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Weit und breit kein Mensch.«

»Ich glaube auch, daß wir allein sind«, behauptete ich.

»Trotzdem… wir werden beobachtet.« Jane zog die Schultern hoch, als würde sie frieren. Dabei hatte sie sich in ein warmes Pelzcape gehüllt. »Ich fühle ganz deutlich feindselige Blicke auf uns gerichtet.«

Es lag mir fern, darüber zu lächeln. Jane bildete sich nie etwas ein. Dennoch konnte ich nicht erkennen, wo die Gefahr lauerte.

»Sehen wir drinnen im Haus nach«, schlug sie vor, aber so weit kamen wir nicht mehr.

Wir waren noch ein paar Schritte von der Eingangstür entfernt, als unsere Umgebung plötzlich im Nebel verschwand.

Ich verkrampfte mich und tastete nach meinem silbernen Kreuz an der Halskette. Es änderte sich nichts an dem merkwürdigen Zustand.

Immer undeutlicher waren Haus und Bäume zu erkennen. Alle Gegenstände rückten von uns ab. Tiefe Dunkelheit senkte sich über uns. Sogar der Widerschein der Londoner Lichter war verschwunden. Die dünne Schneeschicht schmolz dahin.

Statt dessen schälten sich andere Konturen aus der schwammigen Finsternis.

»Haltet auch an den Händen!« rief ich meinen Begleitern zu. »Wir dürfen uns nicht aus den Augen verlieren!«

Keine Sekunde zu früh faßten wir einander an den Händen.

Alles um uns herum geriet in einen schwindelerregenden Wirbel, daß wir das Gefühl hatten, in einen tiefen Schacht zu stürzen.

***

Unsere Umgebung stabilisierte sich Sekunden später. Ich warf meinen Freunden einen raschen Blick zu. An ihren erstaunten Gesichtern merkte ich, daß sie dasselbe sahen wie ich.

Wir befanden uns in einer mittelalterlichen Stadt. Schmale, kleine Häuser grenzten den Marktplatz ein. An einigen Schildern, die ich nur mit Mühe entziffern konnte, erkannte ich, daß wir uns noch immer in England aufhielten. Wir waren also nur um ein paar Jahrhunderte zurückversetzt, nicht aber in ein fremdes Land verfrachtet worden.

Wie tröstlich, dachte ich grimmig und wandte mich dem Geschehen auf dem Marktplatz zu. Und da gab es eine Menge zu sehen.

In der Mitte des Platzes ragte ein Baum in den abendlichen Himmel. Und rings um den Baum war ein Scheiterhaufen aufgeschichtet!

Seltsamerweise konnte ich nicht alles klar und deutlich sehen. Manchmal war mir, als würden sich Schleier vor meine Augen legen. Oben auf dem Scheiterhaufen stand jemand. Ich vermochte jedoch nicht, diese Person zu erkennen.

Verwirrt sah ich mich um. Ich wußte nicht, ob sich außer uns noch Leute auf dem Platz aufhielten. Es war gespenstisch. Wir waren hier und waren es gleichzeitig nicht. Ich bezweifelte, ob uns die Hexen des alten Hauses wirklich in diese längst vergangene Zeit versetzt hatten. Vielleicht gaukelten sie uns das alles nur in Form einer Vision vor!

Ich drückte Janes und Sukos Hände fester.

Ein übler Gedanke kam mir. Vielleicht sollten sogar wir drei auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden! Da hätte ich einiges dagegen gehabt und mich auch zur Wehr gesetzt. Noch besaßen wir unsere Waffen. So leicht würden uns die Hexen nicht unterkriegen.

Vorläufig ließ man uns in Ruhe. Ich kniff die Augen zusammen, bis sich der Schleier um die Gestalt auf dem Scheiterhaufen lichtete. Ich biß die Zähne zusammen.

»Mara Lacatte!« rief Suko erschrocken.

Tatsächlich, es war die ehemalige Hexe! Entsetzt und verzweifelt

starrte sie zu uns herüber. Ihre großen blauen Augen waren direkt auf mich gerichtet, als ob sie mich sehen konnte. Ich wollte sie rufen, doch meine Stimme versagte.

Geräusche ließen mich nach oben blicken. Es hörte sich wie Flügelschläge riesiger Vögel an. Was ich jedoch erblickte, waren keine Vögel sondern Flugvampire.

Die Hölle sandte Boten, die die Verbrennung der Hexe beobachten sollten! Die Flugvampire griffen nicht ein. Sie zogen ihre Kreise über dem Marktplatz und starrten auf uns herunter. Unwillkürlich rückten wir enger zusammen.

Im nächsten Moment entdeckte ich auf dem Marktplatz noch eine Gestalt, einen grauhaarigen Mann. Er war wie ein Mönch gekleidet und trug eine Fackel in der hoch erhobenen Faust.

Sein Gesicht war besonders klar und deutlich zu sehen. Unauslöschlich prägten sich mir seine Züge ein. Wut und Haß loderten in seinen Augen, als er sich bückte, um den Scheiterhaufen anzuzünden.

»John«, flüsterte Suko. »Das können wir nicht zulassen!«

»Es ist eine Vision!« flüsterte ich zurück. »Mara Lacatte schwebt nicht in Lebensgefahr! Ihre Schwestern wollen uns nur zeigen, daß Mara durch diesen alten Mann vernichtet werden soll!«

»Hoffentlich hast du recht, John«, murmelte Jane. »Sie haben trockenes Holz für den Scheiterhaufen genommen. Es brennt höllisch schnell!«

Sie hatte recht. Mit atemberaubender Geschwindigkeit fraßen sich die Flammen zur Mitte vor. Schon umhüllten ihre Spitzen die schlanke Gestalt, die an den Baum gebunden worden war.

Mara begann zu schreien und sich gegen ihre Fesseln zu stemmen. Es wirkte grauenhaft echt! Trotzdem war ich überzeugt, daß wir nur Trugbilder sahen. Wir konnten gar nicht eingreifen, selbst wenn wir gewollt hätten.

»Das kann ich nicht mit ansehen!« rief Jane.

Ehe ich begriff, riß sie sich von Suko und mir los. Damit unterbrach sie den schützenden Kreis, den wir bildeten. Sie lief über den Marktplatz.

Ich schrie eine Warnung hinter ihr her und hetzte ihr nach, aber – ich erreichte sie nicht. Wie in einem Alptraum rannte ich zwar wie von Sinnen, kam jedoch nicht von der Stelle. Suko erging es genauso.

Jane blieb einige Schritte vor dem Scheiterhaufen stehen, wirbelte zu uns herum und schrie gellend auf.

Ich wußte nicht, worüber sie so erschrak, und ich erfuhr es nicht. Denn im nächsten Moment löste Jane sich in Nichts auf, und Sekunden später war die Vision vorbei.

Suko und ich standen wieder im Garten des Hexenhauses an der

Themse. Es war Nacht, und auf der Erde lag eine feine Schneedecke.
Jane blieb verschwunden.

***

»John!« schrie Suko. Er sah sich wild um, konnte Jane jedoch auch nicht entdecken.

»Stehenbleiben!« rief ich meinem Freund zu. Er rührte sich nicht von der Stelle. Ich schaltete die Kugelschreiberlampe ein und beleuchtete den Boden. Der Schnee war nicht geschmolzen. Es war seit Tagen eisigkalt in London. Deutlich konnte ich Janes Fußabdrücke sehen. Sie war weder vorwärts noch rückwärts gegangen, und seitlich von ihr hatten wir beide gestanden.

Es gab nur eine Erklärung für ihr Verschwinden.

»Die Hexen haben sie in die Vision hineingezogen und tatsächlich in eine andere Zeit versetzt«, sagte ich tonlos.

»Dann müssen wir sie zurückholen!« Suko platzte fast vor Tatendrang. Es war nicht seine Stärke, abzuwarten und den Dingen freien Lauf zu lassen.

Zehn Minuten später allerdings sahen wir ein, daß wir nichts anderes machen konnten. Ich hatte alles ausprobiert. Das silberne Kreuz hatte Jane ebensowenig zurückgebracht wie die Gnostische Gemme. Ich hatte sämtliche Beschwörungen gemurmelt, die mir einfielen, während Suko das Haus durchsuchte. Hinterher waren wir so schlau wie vorher. Und Jane blieb verschwunden.

»Komm, es hat keinen Sinn«, sagte ich niedergeschlagen zu meinem chinesischen Freund. »Im Moment können wir nichts für sie tun.«

Er fügte sich zähneknirschend. Es fiel uns beiden nicht leicht, den verwilderten Garten zu verlassen, aber, es mußte sein. Hier kamen wir nicht weiter. Suko kramte aus Janes Plastiktüte das zweite Fleischstück heraus, das sie vorbereitet hatte, und warf es dem Bluthund vor. Unbehelligt kamen wir auf die Straße hinaus und stiegen in meinen Bentley.

»Wo finden wir Jane…«, setzte Suko an.

Das Funkgerät unterbrach ihn. Ich meldete mich und hörte schweigend zu. Ich sollte mir einen Ermordeten ansehen.

»In einer Villa in Kensington«, berichtete ich Suko, als ich bereits startete und wendete. »Ein alter Mann in einem Haus, in dem es angeblich Hinweise für dämonische Kräfte gibt.«

»Was hat das mit Jane zu tun?« rief Suko und schlug mit der Faust auf das Armaturenbrett, daß ich schon befürchtete, er würde den Bentley auseinandernehmen.

»Vielleicht gar nichts.« Ich zuckte mühsam beherrscht die Schultern. »Vielleicht sogar sehr viel! Denk doch daran, daß jemand ermordet werden soll, um Mara zu belasten. Sie hat es in einer Vision gesehen.«

Wir unterhielten uns nicht weiter während der Fahrt. Die Sorge um Jane Collins schnürte mir den Hals zu, und Suko erging es sicher nicht anders.

Die Villa in Kensington fanden wir auf Anhieb. Mehrere Streifenwagen und die Wagen der Mordkommission hielten vor dem Haus. Die Männer standen jedoch nur herum und unternahmen nichts.

Ich fuhr den Bentley an den Straßenrand und stieg aus. Zwei Kollegen berichteten, daß Nachbarn einen fürchterlichen Schrei gehört und danach den Toten in seinem Wohnzimmer gefunden hätten.

»Gehen wir zunächst zu dem Toten«, sagte ich zu Suko und lief die steinerne Treppe hinauf. In der Halle waren die Männer der Spurensicherung am Werk, aber sie hielten sich auffallend zurück. Darauf konnte ich mir noch keinen Reim machen. Ich fragte sie nicht, weil ich mir selbst alles erarbeiten wollte. So hielt ich das immer.

Der Tote lag im Kaminzimmer. Die Einrichtung war nicht besonders, was mich wunderte. Normalerweise fand man in solchen Häusern wertvolle, geschmackvolle und kostbare Möbel. Hier war das anders. Auf mich machten die einzelnen Stücke den Eindruck, als wären sie zwar mit viel Geld aber mit wenig Geschmack zusammengetragen worden.

Dann richtete ich meine Blicke auf die Leiche. Der Mann lag auf der Seite und wandte mir den Rücken zu. Offenbar hatte noch niemand seine Stellung verändert. Ich sah weiße Haare und eine verkrümmte Gestalt. Noch konnte ich nicht feststellen, wieso meine Kollegen auf dämonische Einflüsse tippten. Ich umrundete die Leiche und prallte zurück.

»Suko!« rief ich.

Der riesige Chinese war mit einem weiten Sprung an meiner Seite. Auch er stieß einen Ruf des Erstaunens aus, als er den Toten erkannte.

Ja, erkannte, denn wir hatten diesen Mann vor kurzer Zeit erst gesehen. In einer magischen Vision!

Er war der alte, weißhaarige Mönch, der den Scheiterhaufen, auf dem Mara Lacatte stand, in Brand gesetzt hatte!

***

Rasch kniete ich neben dem Toten nieder und packte ihn an der Schulter. Die Leiche war steinhart. Ich drückte den Arm, die Haut gab nicht nach. Ich befühlte das Gesicht. Es war wie versteinert, obwohl es noch immer die natürliche Farbe besaß. »So ist das, Sinclair«, sagte eine mir entfernt bekannte Stimme in diesem Moment.

Ich blickte auf und sah einen Arzt, der schon ein paarmal mit unseren Mordkommissionen gearbeitet hatte. Ich konnte mich im Moment allerdings nicht an seinen Namen besinnen, und er nannte ihn nicht. »Der Mann ist völlig versteinert. Das ist doch etwas für Sie,

nicht wahr?«
Ich nickte. »Allerdings, das sieht so aus. Woran ist er gestorben?« Im selben Moment fiel mir ein, daß der Arzt natürlich keine Diagnose stellen konnte, und die Versteinerung war schon Todesursache genug.

»Er ist erstochen worden«, sagte der Doktor zu meiner Überraschung. »Sehen Sie!«

Er beugte sich herunter und schob die Hausjacke und das Hemd auf der Brust des Toten beiseite.

Deutlich sah ich zwei Einstiche. Die Mordwaffe steckte in einer dritten Wunde. Es war eine Nagelfeile! Die Kleider dagegen waren unversehrt.

Der magische Einfluß bei diesem Mord war klar. Ein versteinerter Toter, da mußte eine übersinnliche Kraft im Spiel sein. Vorläufig interessierte mich der Fall rein kriminalistisch.

»Kein Zweifel«, sagte ich zu Suko. »Das ist die Leiche, die Mara untergeschoben werden soll. Ich bin sicher, daß wir eine Menge Spuren finden werden, die auf sie hindeuten.«

»Da, die Nagelfeile!« Mein Mitarbeiter deutete auf jene Seite des Griffes, die ich von meinem Standort aus nicht sah. Ich ging um den Toten herum und entdeckte ebenfalls die eingeritzten Initialen.

ML Mara Lacatte!

»Beweis Nummer eins«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Sehen wir weiter.«

Es war nicht schwer, die übrigen Beweisstücke zu finden. Teilweise waren sie sogar schon von meinen Kollegen von der Spurensicherung sichergestellt worden.

Wir fanden ein Taschentuch, ebenfalls mit ML gestickt, zahlreiche Fingerabdrücke auf der Feile, auf der Klinke des Wohnzimmers, auf der hölzernen Lehne des Kaminsessels. Im Treppenhaus lag ein Schal, in dem sich einige lange, goldblonde Haare verfangen hatten. Ich war bereit, jede Wette abzuschließen, daß ich das Laborergebnis schon jetzt kannte. Diese Haare stammten von Mara Lacatte.

»Können wir den Toten wegbringen lassen?« rief der Arzt aus dem Wohnzimmer in das Treppenhaus heraus, wo ich gerade mit Suko die Stufen untersuchte.

»Warten Sie noch!« rief ich zurück und gab meinem Freund einen Wink. »Wollen doch sehen, ob wir die bösen Geister nicht austreiben können.«

Ich holte meinen Einsatzkoffer aus dem Bentley und schickte alle anderen hinaus.

Nur mein Freund durfte bleiben.

Ich klappte den Deckel des Koffers auf und holte die magische Kreide heraus.

Zuerst zeichnete ich rings um die Leiche einen Kreidekreis, den ich

mit Symbolen der Weißen Magie versah. Danach griff ich zu dem silbernen Dolch.

Suko sah mir gespannt zu, als ich mich über die Leiche beugte und die Dolchspitze auf die Brust des Mannes richtete.

»Fahrt aus, Geister der Finsternis!« befahl ich leise. »Dieses geweihte Silber wird euch vernichten, sobald ich zustoße.«

Ich gab den Dämonen noch eine Chance, ihr Opfer freizugeben. Nicht, daß ich einen Kampf scheute, aber ich erhoffte mir einen Hinweis auf Janes Verbleib. Vielleicht konnte ich die ausfahrenden Geister zwingen, mir etwas über Jane zu verraten.

Doch vorerst geschah nichts. Ich murmelte Beschwörungen und senkte die Dolchspitze. Die Dämonen reagierten nicht.

Auf meiner Stirn bildeten sich feine Schweißperlen. Mit höchster Konzentration schleuderte ich den Geistern, die den Toten nicht freigeben wollten, einen ganz starken Bannspruch entgegen und berührte mit dem Silberdolch die Brust der Leiche.

In der nächsten Sekunde erbebte der Fußboden des Zimmers. Die Wände wackelten.

Suko und ich verloren das Gleichgewicht, aber ich konnte den Silberdolch weiterhin gegen die Brust des Toten drücken. Höllisches Kreischen und Wimmern ertönte, Blitze zuckten über meinen Kopf hinweg, ohne mich zu treffen.

Der Tote bäumte sich auf und starrte mich aus weit aufgerissenen Augen an. Noch einmal malte sich das Entsetzen, das er im Moment seines Todes empfunden hatte, aus seinen Zügen ab.

Eine graue, formlose Masse löste sich von dem Körper der Leiche, floß über den Teppich und verschwand in einer schmalen Bodenritze. Der Tote fiel schlaff zurück und rührte sich nicht mehr.

Aufseufzend ließ ich den Dolch sinken. Es war nur teilweise gelungen. Ich hatte die Leiche befreit. Sie fühlte sich jetzt wie jede andere Leiche an.

Aber der Dämon war vor mir geflohen, und ich hatte ihn nicht zurückhalten können.

Ich hatte nichts über Jane Collins erfahren.

Und dieser Gedanke peinigte mich mehr als alles andere!

***

Die Routinearbeit überließ ich wie immer meinen Kollegen. Ich durfte damit keine Zeit verschwenden. Gemeinsam mit Suko durchsuchte ich die Villa in Kensington vom Keller bis zum Dachboden nach Anzeichen für weitere dämonische Angriffe, fand jedoch keine mehr.

Eine halbe Stunde nach der Dämonenbeschwörung saßen wir in meinem Bentley und beratschlagten.

»Ich möchte wissen, was das für eine graue Masse war, die sich von der Leiche gelöst hat«, sagte Suko dumpf. »Haben die Hexen sie eingesetzt? Die drei Schwestern deiner Mara?«

»Was heißt, meine Mara?« Ich runzelte die Stirn und dachte angestrengt darüber nach, wo sich die ehemalige Hexe verstecken könnte. Wir kannten Maras private Adresse. Sie stand in meinem Notizbuch. Wortlos startete ich.

»Weißt du, wo Jane ist?« fragte Suko wie elektrisiert.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich will Mara finden. Erstens muß ich sie als Mörderin verhaften, und zweitens könnte sie mir helfen, Jane zu befreien.«

»Mara verhaften?« In Sukos Stimme schwang Unglauben mit. »Das ist doch nicht dein Ernst. Sie hat doch voraus gesagt, daß dieser Mann ermordet wird und daß ihre Schwestern eine Falle für sie errichten.«

Ich steuerte die nördlichen Stadtteile an. »Das ändert nichts an der Tatsache, daß alle Beweise auf Mara hindeuten.« Ich behauptete das so fest, obwohl ich die Laborauswertungen noch nicht kannte. »Ich gehöre zum Yard, ich bin Polizist. Mir bleibt gar nichts anderes übrig, als Mara festzunehmen. Außerdem geschieht es zu ihrem eigenen Schutz. In einer Zelle ist sie vorläufig sicherer als auf freiem Fuß. Sobald ich ihren Schwestern nachweisen kann, daß sie Mara hereingelegt haben, lassen wir Mara wieder frei.«

»Und warum sollte sie uns zu Jane führen können?« erkundigte sich mein Begleiter.

»Weil ihre Schwestern daran schuld sind, daß Jane verschwunden ist, und Mara ihre Schwestern besser kennt als ich.« Es begann zu schneien, ich mußte die Scheibenwischer einschalten. Sirrend schwangen sie über die Windschutzscheibe.

Schneeflocken tanzten im Scheinwerferlicht. Die Straßen waren glatt. Ich fuhr vorsichtig, als hätte ich rohe Eier unter den Reifen.

Erst gegen Mitternacht erreichten wir das alte schäbige Apartmenthaus im Londoner Stadtteil Clapton.

»Hier schlafen schon alle«, stellte Suko fest, als wir auf das Haus zugingen.

»Meinst du, daß sie hier ist?«

Ich zuckte die Schultern. »Abwarten«, sagte ich einsilbig. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Je länger Jane von uns getrennt war, desto geringer wurden die Chancen, sie wiederzufinden.

Suko stieß die Haustür auf. Das Treppenhauslicht funktionierte nicht. Wir griffen zu unseren Kugelschreiberlampen, die jedoch nur einen kleinen Umkreis beleuchteten.

Schon wollte ich auf die Treppe zugehen, als ich heftig zusammenzuckte. Ich packte Suko am Arm und wirbelte ihn herum. Aufgeregt deutete ich auf die Haustür.

»Sie war doch abgeschlossen, aber nicht zugesperrt«, rief ich.

Er nickte und sah mich erstaunt an. Er verstand noch nicht, was ich meinte. »Ja, und?« fragte er.

»Dort!« Ich deutete in eine Ecke der Tür. »Siehst du das Loch? Ungefähr faustgroß?«

Jetzt schimmerte auch in seinem Gesicht Verständnis der Zusammenhänge.

»Genau so ein Loch befand sich in der Haustür der Villa in Kensington«, erklärte ich hastig.

Sukos Augen richteten sich mit einem leichten Flackern auf mich. »Das ist mir nicht aufgefallen«, flüsterte er. »Aber ich habe ein solches Loch in der Wohnzimmertür in dieser Villa gesehen. Ich habe mir nichts dabei gedacht, darum habe ich geschwiegen.«

»So ist es mir auch ergangen.« Ich leuchtete die Treppe ab, ohne etwas zu entdecken. »Also, zwei faustgroße Löcher im Mordhaus, ohne daß es dafür eine vernünftige Erklärung gibt. Und jetzt auch hier ein solches Loch. Komm!«

Ich hetzte die Treppe hinauf. Mara Lacatte wohnte in der vierten Etage. Einen Fahrstuhl gab es nicht. Wir erreichten die erste, dann die zweite Etage.

Ich wollte auf die Treppe zur dritten Etage einschwenken, prallte jedoch zurück und stieß gegen Suko.

»Die graue Dämonenmasse!« zischte ich.

Vor mir floß der graue, zähe Brei, den ich schon im Mordhaus gesehen hatte, die Stufen hinauf. Er paßte sich völlig der Oberfläche an, zuckte und pulsierte und schien ein ganz bestimmtes Ziel zu haben.

Ich hatte meinen Ersatzkoffer im Bentley gelassen, da ich damit gerechnet hatte, nur Mara gegenüberzustehen. Daher trug ich lediglich mein Silberkreuz und meine Beretta mit den Silberkugeln bei mir. Die Beretta wollte ich nicht einsetzen. Schüsse um Mitternacht hätten das ganze Haus geweckt. Wenn die Leute auf die Korridore strömten, konnten sie mit dieser tödlichen Masse in Kontakt kommen. Das mußte ich unter allen Umständen verhindern.

Deshalb löste ich mein Silberkreuz vom Hals und hetzte hinter dem Todesboten her.

Er bewegte sich nicht sonderlich schnell, so daß ich ihn noch in der dritten Etage einholte.

Blitzschnell drückte ich das Silberkreuz in die graue Masse.

Sofort stieg mir beißender Schwefelgeruch in die Nase. Das schleimige Ding ballte sich zusammen, zuckte heftig und wich dem Kreuz aus. Ein Teil der dämonischen Masse blieb auf der Treppe liegen, verhärtete sich innerhalb weniger Sekunden und zerfiel zu Staub.

Im nächsten Moment breitete sich die Dämonenmasse wieder aus und floß ungehindert weiter.
»So bekommen wir das Ding nie!« schrie Suko. »Wir müssen das Zeug überholen, John!«
Er hatte recht. Der Todesbote war eindeutig zu Mara Lacatte unterwegs, um sie zu vernichten. Ihre Schwestern wollten sich nicht allein darauf verlassen, daß die Polizei die Abtrünnige aus dem Verkehr zog. Sie versuchten alles, um die Verräterin zu bestrafen.
Ich hatte nicht mehr viel Zeit. Der Todesbote war der beste Beweis dafür, daß Mara zu Hause war. Wenn ich sie lebend wiedersehen wollte, mußte ich handeln.
Ich warf einen flüchtigen Blick über das Treppengeländer in die Tiefe und schauderte. Drei Stockwerke tiefer erahnte ich den Steinboden.
Trotzdem drückte ich Suko meine Stablampe in die Hand, damit er mir leuchtete, und schwang mich über die Balustrade.
Das Geländer des nächsten Treppenabsatzes war zu weit entfernt, als daß ich danach greifen konnte. Ich holte tief Luft und stieß mich ab.
Für Bruchteile von Sekunden schwebte ich über dem Abgrund.

***

Jane Collins konnte nicht tatenlos zusehen, wie eine Wehrlose auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Sie fühlte, wie ihre Begleiter sie festhielten, damit sie sich nicht von der Stelle rührte.
Trotzdem riß sie sich los und trat vor.
Im nächsten Moment bereute sie ihren Fehler. Hatte sie bisher die schauerliche Szene nur undeutlich gesehen, schwand nun der Schleier vor ihrem Gesicht.
Sie hörte gellende Stimmen, wütende Rufe, Beschimpfungen und Drohungen. Rings um sie waren Männer, Frauen und Kinder. Im Dämmerlicht erkannte Jane Collins altertümlich gekleidete Leute.
Entsetzt blickte sie sich um. Von John und Suko war nichts mehr zu sehen. Auch am Rand des Platzes, wo sie bisher gestanden hatten, waren sie nicht mehr. Dadurch, daß sie sich von ihren Begleitern getrennt hatte, war sie in die Vergangenheit geschleudert worden. Nun befand sie sich tatsächlich auf dem Marktplatz.
Der Mönch richtete sich auf. Er hob die Fackel hoch über seinen Kopf und rief etwas, das Jane nicht genau verstand. Die Sprache war zwar englisch, klang jedoch fremdartig. Jane erriet, daß er einen Fluch über die Hexe auf dem Scheiterhaufen sprach.
Die Menge stimmte heulend und schreiend ein. Männer und Frauen schwangen drohend die Fäuste, sogar die Kinder schlossen sich an. Sie ahmten das Beispiel der Erwachsenen nach.
Vorbei war es mit Janes Absicht, Mara vom Scheiterhaufen herunter zu holen. Sie war vernünftig genug, um sofort einzusehen, daß sie

nichts erreichen konnte.

Die Menge auf dem Marktplatz war fanatisch aufgeheizt. Solche Leute sind immer gefährlich. Jane versuchte, sich unauffällig zurückzuziehen.

Sie schaffte es nicht. Plötzlich stießen ein paar Frauen in ihrer Nähe grelle Schreie aus und deuteten mit ausgestreckten Armen auf Jane.

Sie sah erschrocken an sich hinunter. Schlagartig begriff sie. Mit ihren modernen Kleidern aus dem zwanzigsten Jahrhundert wirkte sie hier auffälliger, als wenn sie splitternackt gewesen wäre. Außerdem war es bei dieser Hexenverbrennung auf dem abendlichen Marktplatz Hochsommer. Erst jetzt bemerkte Jane, wie warm es war. Und sie trug einen Pelzmantel!

»Fangt sie!« brüllte ein Mann. »Hexe! Hexe! Hexe!«

Das verstand auch Jane!

Sie drehte sich in Todesangst herum und warf sich zwei Männern entgegen, die sich ihr in den Weg stellten. Zwei Judogriffe, und der Weg war frei.

Jane schnellte sich durch die entstandene Lücke und lief um ihr Leben. Wenn die Leute sie faßten, landete sie wie Mara Lacatte auf dem Scheiterhaufen. Das änderte auch nichts daran, daß sie aus einer anderen Zeit kam. Mara stammte genau wie sie aus einer fernen Zukunft und wartete trotzdem auf dem Scheiterhaufen auf ihren Tod!

Die Straßen rings um den Marktplatz waren nicht beleuchtet. Wie sollten sie es auch sein, gab es doch damals keine Straßenbeleuchtung. Jane rechnete jedoch nicht damit. Sie blieb einen Moment verwirrt stehen, weil sie kaum etwas erkennen konnte. In die engen Straßen fiel auch nicht mehr genügend Licht von der Abenddämmerung herein.

Diese wenigen Sekunden machten ihren Vorsprung zunichte. Schreiend drängte die Menge hinter ihr her. Diese Leute kannten sich in ihrer Stadt sehr genau aus.

Jane wirbelte herum und lief weiter. Jetzt konnte sie keine Rücksicht auf die Dunkelheit nehmen. Blieb sie stehen, war sie jetzt schon so gut wie tot.

Ihre Flucht endete nach wenigen Schritten sehr abrupt. Sie trat plötzlich ins Leere, warf aufschreiend die Arme hoch und fiel in ein riesiges Loch in der Straße.

Jane rollte sich während des Sturzes zusammen, aber sie hatte Glück im Unglück.

Sie fiel weich und blieb reglos liegen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, blinkten über ihr rings um den Rand des Loches gelbe Punkte auf und vergrößerten sich. Die Menschen hatten sich mit Fackeln versorgt und gaben den Feuerfunken von einem zum anderen weiter. Die Flammen flackerten

höher und leuchteten bis zu Jane herunter.

Es war einfach ein Loch in der Straße. Jane erkannte den Zweck nicht. Doch darauf kam es auch nicht an. Sie hatte sich in einer tückischen Falle gefangen und konnte auf nichts anderes mehr warten als auf den Tod.

Oder auf Hilfe von John und Suko. Aber wie sollten die beiden sie finden? Sie war zwar nicht räumlich, wohl aber zeitlich unendlich weit von ihnen weg.

Ein paar Männer sprangen zu Jane herunter, packten sie und zogen sie hoch. Mit einer gewissen Befriedigung stellte sie fest, daß die Leute Angst vor ihr hatten. Das lag sicherlich hauptsächlich an ihren Kleidern und ihrer Schminke. Für diese Menschen mußte sie fast wie ein Wesen von einem anderen Stern wirken.

Diese Fremdartigkeit half ihr dennoch nichts. Unter wütenden Rufen der Menschenmenge wurde sie auf den Marktplatz zurückgezerrt und immer näher an den Scheiterhaufen herangeschoben.

Mara Lacatte bäumte sich in ihren Fesseln auf, als sie Jane entdeckte. »Wie kommen Sie hierher, Miß Collins?« schrie die ehemalige Hexe. »Um alles in der Welt, ist John Sinclair auch bei Ihnen? Seid ihr gekommen, um mich zu retten?«

»John ist nicht da, er…!« rief Jane zurück.

Der Mönch trat mit flackernden Augen auf sie zu, hob die Fackel und schlug damit nach ihr…

***

Ich griff nach dem gegenüberliegenden Geländer. Meine Finger prallten gegen das Gitter, rutschten ab.

Suko schrie auf. Er sah mich schon stürzen.

Ich blieb ruhig. Meine Hände schrammten über die eisernen Stäbe. Noch einmal griff ich zu. Diesmal klappte es.

Aber der Ruck war so hart, daß ich fast wieder abrutschte. Ich krallte mich verzweifelt fest, meine Beine schwangen frei hin und her. Noch immer hing ich über dem drei Stockwerke tiefen Abgrund.

»Warte, John, ich komme!« schrie Suko.

»Bleib wo du bist!« Ich biß die Zähne zusammen. »Ich schaffe es!«

Jemand mußte leuchten. Suko durfte seinen Platz nicht verlassen.

Mit aller Kraft zog ich mich hoch. Es riß mir fast die Arme ab. Ich war sportlich durchtrainiert, aber ich hatte keinen festen Halt.

Mit einem Ruck schnellte ich mich ein Stück höher. Sofort griff ich nach. Jetzt ging es besser. Trotzdem mußte ich mich beeilen. Meine Hände erlahmten.

»Vorsicht, John!« schrie Suko entsetzt.

Ich rutschte wieder tiefer. Mit einem letzten, verzweifelten Schwung zog ich mich nach oben. Ich schob einen Arm durch das Gitterwerk

des Geländers, stemmte einen Fuß auf die überragenden Stufen und schwang mich auf die Treppe.

Aufatmend und am Ende meiner Kräfte ließ ich mich auf die Stufen sinken. Erst jetzt fiel mir ein, daß die ganze Zeit über eine zusätzliche Gefahr gedroht hatte.

Der Dämonenbote!

Kein Zweifel, hätte er mich berührt, wäre ich wie ein Stein in die Tiefe gestürzt.

Daß er es nicht getan hatte, verdankte ich bestimmt nur meinen geweihten Waffen, die das Böse zurückdrängten.

Ich hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken. Ich sah mich um.

Wo war dieses häßliche, abstoßende Wesen, daß sich nur als schleimige Masse präsentierte?

»Es ist hier zu dunkel, Suko!« rief ich zu meinem Freund hinunter.

Suko stand jetzt eine Treppe unter mir. »Fang!« rief er mir zu und warf eine der Stablampen zu mir herauf. Ich fing sie mitten im Flug auf und richtete den Lichtstrahl auf die Treppe unter mir.

Da war sie, diese schleimige Masse, die menschliches Leben vernichten konnte!

Es war mir gelungen, den Todesboten zu überholen. Jetzt mußte ich ihn aufhalten.

Das silberne Kreuz! Es war meine wirksamste Waffe gegen dieses Wesen der Finsternis!

Ich ließ mich auf die Steinstufen sinken und reckte der Dämonenschöpfung das Kreuz entgegen. Die Wirkung zeigte sich sofort. Der Todesbote wich zurück, aber ehe ich etwas dagegen unternehmen konnte, teilte er sich.

Ich sah mich plötzlich vier einzelnen Wesen gegenüber, von denen jedes die Form eines langen, dünnen Schlauches annahm. Eines schlängelte sich links, das andere rechts von mir vorbei. Eines schnellte sich blitzschnell zwischen meinen Füßen hindurch.

Zwar schlug ich hastig mit dem Silberkreuz nach dem geteilten Dämonenwesen, doch ich traf nur ganz kleine Teile der langen Schläuche. Es war, als würden sich Giftschlangen auf mich stürzen. Ich spürte grauenhafte Todesangst in mir, ein Gefühl, das mir von diesen Geisterwesen aufgezwungen wurde. Aber ich wußte, mich durch das Silberkreuz mit den Symbolen des Guten geschützt.

Eigentlich mußten alle Bewohner des Hauses fühlen, was hier vor sich ging. Die Ausstrahlung der tödlichen Masse, die sich unaufhaltsam höher schob, war ungemein groß. Hätte ich nicht mein Kreuz gehabt, wäre ich rettungslos verloren gewesen. Ich hätte dieser Belastung nicht standgehalten.

Suko drängte sich hinten nach. Er folgte der schleimigen Masse, obwohl ich an seinem Gesicht erkannte, daß auch er unter der

Ausstrahlung litt.

»Wir können Mara nicht helfen!« rief er keuchend. »Dieses Biest ist nicht zu fassen!«

Ich schlug und hackte auf das gestaltlose Scheusal ein, als wäre das Kreuz ein Dolch oder ein Beil. Immer wieder trennte ich kleine Teile der Masse ab, die sich sofort in Staub auflösten, doch das beendete die Spukerscheinung keineswegs. Unmittelbar hinter mir vereinigten sich die einzelnen Teile des Todesboten, und die schleimige Masse glitt mit erhöhter Geschwindigkeit in die vierte Etage hinauf.

»Mara, Vorsicht!« brüllte ich und hoffte, die ehemalige Hexe würde mich hören und sich rechtzeitig auf den unheimlichen Angriff einstellen.

Noch drei Stufen, dann hatte auch ich die vierte Etage erreicht. Ich brauchte nicht erst nach Maras Wohnungstür zu suchen. Der Dämonenbote glitt auf eine Tür zu, formte eine lange, armdicke Schlange und bohrte sich mühelos durch das Holz.

Jetzt wußten wir, woher die Löcher in den Türen der Mordvilla von Kensington und in der Eingangstür dieses Hauses stammten.

Der Todesbote glitt in Maras Wohnung und verschwand darin. Im nächsten Moment gellte Maras Entsetzensschrei durch das Haus.

Und wir standen auf dem Korridor und waren ausgesperrt! Mara schwebte da drinnen in höchster Lebensgefahr!

Wir nickten einander zu und warfen uns mit aller Kraft gegen die Tür.

Hoffentlich kamen wir nicht zu spät!

***

Die Fackel des Mönchs zischte auf Janes Gesicht zu. Sie wollte zurückweichen, aber zwei Männer hielten sie eisern fest. Sie konnte nicht mehr ausweichen.

Im nächsten Moment schrien die Umstehenden entsetzt auf. Die Fackel traf nicht!

Sie ging durch Jane hindurch, als ob sie gar nicht vorhanden wäre.

Jane Collins taumelte. Sie war auf den Zusammenprall mit der brennenden Fackel eingestellt gewesen, und da er nicht erfolgte, verlor sie das Gleichgewicht. Sie verstand! Dieser Mönch aus einem anderen Jahrhundert konnte sie nicht verletzen.

Offenbar existierte sie sozusagen nur ›zur Hälfte‹ in dieser Zeit. Die Menschen konnten sie sehen und berühren, ihr jedoch nichts antun.

Das stärkte Janes Mut. Sie richtete sich hoch auf und drehte sich einmal im Kreis.

Überall sah sie ängstliche Gesichter. Diese Stimmung wollte sie ausnutzen. Sie hoffte nur, daß die Leute sie verstanden.

»Hört mir zu!« rief sie betont langsam und überdeutlich. »Ihr seid

verblendet! Ihr wollt eine Unschuldige töten!« Dabei zeigte sie zu Mara hinauf. »Gebt sie sofort frei! Und wagt euch nicht mehr in meine Nähe!«

Sie hoffte, daß die Menschen ihre Befehle befolgen würden, und es sah auch ganz so aus, als würden sie sich nach Janes Wünschen richten.

Schon näherten sich zwei Männer mit einer Leiter, lehnten diese gegen den Scheiterhaufen und wollten hinaufsteigen.

Doch da trat der alte Mönch vor, der alte Mann mit der brennenden Fackel. Er streckte gebieterisch den Arm auf und rief den Männern auf der Leiter etwas zu. Sie erstarrten und kletterten hastig wieder herunter. Unter der Volksmenge entstand unwilliges Gemurmel.

Noch glaubte Jane, die Menschen wären auf den Mönch wütend, doch gleich darauf wurde sie bitter enttäuscht. Harte Hände packten sie an den Armen, und im nächsten Moment wurde sie zur Leiter gezerrt.

Ehe sie richtig zur Besinnung kam, stand sie oben auf dem Scheiterhaufen, direkt neben Mara.

»Da sehen Sie, wohin Sie mit Ihrer Hilfsbereitschaft gekommen sind«, rief die ehemalige Hexe. »Jetzt teilen Sie mein Schicksal!«

Jane stöhnte auf, als die Männer die Stricke an ihren Armen fest zusammenzogen.

»Ich habe die Fackel nicht gefühlt, ich kann gar nicht verbrannt werden!« rief sie mit schriller Stimme. Panik drohte sie zu überwältigen. Die gespenstische Situation, in der sie sich befand, trieb sie an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. »Mir kann nichts passieren!«

»Sie täuschen sich«, sagte Mara dumpf. »Ich ahne es! Wir stammen beide aus einer anderen Zeit, aber wir werden hier auf diesem Scheiterhaufen sterben! Daran kann niemand etwas ändern!«

Die Worte fuhren Jane durch Mark und Bein. Ohne Zweifel kannte sich Mara in diesen Dingen besser aus als sie selbst.

»John holt uns hier heraus«, flüsterte sie und klammerte sich mit aller Macht an diese Hoffnung.

»John weiß gar nicht, wo wir sind!« Mara stieß ein hartes Lachen aus. »Unsere Feinde haben gesiegt!«

Entsetzt sah Jane, wie der Mönch die Fackel in den Scheiterhaufen stieß. Sofort fraßen sich die Flammen durch das trockene Holz, sprangen knisternd von Scheit zu Scheit und wurden durch einen plötzlich einsetzenden Sturm angefacht. Funken stiebten hoch und zerplatzten zischend und knackend vor Janes Augen.

Noch immer redete sie sich in höchster Todesangst ein, ihr könne nichts passieren.

Doch dann tauchte wieder ein Funke vor ihrem Gesicht auf. Er traf

ihre Wange.
Im nächsten Moment schrie Jane gellend auf. Es war nicht so sehr der brennende Schmerz auf ihrer Haut. Es war die Erkenntnis, daß sie auf diesem Scheiterhaufen sterben mußte, wenn kein Wunder geschah.
Neben ihr schrie Mara Lacatte grauenhaft schrill. Die Flammen leckten bereits nach ihren Füßen.
Aus weit hervortretenden Augen starrte Jane in das Feuer, das sie wie ein tödlicher Ring umgab, in die wut- und haßverzerrten Gesichter der Umstehenden, in den Himmel, an dem die Flugvampire kreisten, auf den Mönch, der triumphierend neben dem brennenden Scheiterhaufen stand, die Fackel in der hoch erhobenen Faust.
Doch nun war mit dem Mönch eine scheußliche Verwandlung vor sich gegangen.
Unter der Kutte schimmerten die matten Gebeine eines Skeletts.
Das war zuviel für Jane Collins.
Mit einem fürchterlichen Schrei stemmte sie sich gegen ihre Fesseln und brüllte den Namen des Mannes aus sich hinaus, von dem sie sich mit einem letzten Funken Lebenswille Rettung erhoffte.
»John! John Sinclair!«

***

Suko und ich prallten gegen Maras Wohnungstür, bekamen sie jedoch beim ersten Ansturm nicht auf.
Wir taumelten zurück, nahmen erneut Anlauf und preschten wieder vor.
Gerade als wir Schulter an Schulter auf das Holz trafen, hörte ich von drinnen einen zweiten Schrei.
»John! John Sinclair!«
»Jane!« schrie ich auf.
Das war Janes Stimme gewesen! Ich hatte sie deutlich erkannt!
Es gab einen scharfen Knall. Die Tür flog aus den Angeln. Wir stürzten über sie hinweg in einen dunklen Vorraum.
Sofort raffte ich mich wieder auf und erreichte mit einem mächtigen Sprung eine zweite Tür. Aus den Augenwinkeln heraus sah ich in der rechten unteren Ecke Licht schimmern.
Ein faustgroßes Loch im Holz! Der Todesbote war bereits in das Wohnzimmer eingedrungen!
Die Tür war nicht abgeschlossen. Ich stieß sie auf, torkelte in den Raum, fing mich ab und erstarrte.
Mitten im Zimmer standen Jane und Mara Lacatte Seite an Seite, die Arme nach hinten gestreckt, als wären sie an einen Pfahl, gebunden. Obwohl sie völlig frei waren, warfen sie sich hin und her, ohne umzufallen, und stemmten sich gegen unsichtbare Stricke.

Der Todesbote, diese graue, gestaltlose Dämonenmasse, umgab die beiden in einem breiten Ring. Er war ganz auf dem Boden zerflossen, so daß ich die Frauen nicht mit einem Sprung erreichen konnte.

»John!« Suko stöhnte neben mir entsetzt auf. »Tu etwas! Das verdammte Ding bringt die beiden sonst um!«

Das war mir auch klar, aber ich hatte schon erfahren, daß es keinen Sinn hatte, den Dämonenboten mit meinen Waffen auf herkömmliche Art zu bekämpfen. Entweder wich, er mir aus, oder er teilte sich, so daß ich nur einen kleinen Teil vernichten konnte.

Nur mehr eine Handbreit trennte die Frauen von der grauen Masse. Noch ein Stück, dann mußte das Scheusal Janes und Maras Füße berühren.

In letzter Sekunde versuchte ich ein verzweifeltes Mittel. Ich schleuderte mein silbernes Kreuz. Es flog über die Dämonenmasse hinweg und landete genau zwischen Jane und Mara.

Mehr konnte ich vorläufig nicht tun, um die beiden zu retten, aber ich riß die Beretta hervor und feuerte Schuß um Schuß in den Todesboten. Um jede Silberkugel, die in den Fußboden einschlug, bildete sich ein großes Loch in dem schleimigen Überzug auf dem Teppich. Das Dämonengebilde wurde zwar nicht vernichtet, aber geschwächt.

Gleichzeitig starrte ich auf Jane und Mara, die sich noch immer in Trance befanden. Ihre Bewegungen wurden langsamer, sie beruhigten sich allmählich. Mit Erleichterung stellte ich nämlich fest, daß sich die graue Masse zurückzog und immer mehr verdichtete, bis sie einen Schlauch bildete.

»Kümmere dich um die Frauen!« rief ich Suko zu.

Mein chinesischer Freund sprang über den Dämonenboten hinweg, landete sicher im Inneren des Bannkreises und fing Jane und Mara auf, die haltlos zusammenbrachen. Ich aber schob das Ersatzmagazin in die Beretta und jagte die Silberkugeln gezielt in die zitternde, wabbelnde graue Masse.

Doch noch einmal entkam mir das abscheuliche Wesen aus dem Schattenreich. Blitzschnell verschwand es in einer Ritze des Fußbodens. Ich jagte die letzte Silberkugel hinterher und war jetzt schon sicher, daß ich dieses Wesen wiedersehen würde. So schnell gaben die Mächte der Finsternis nicht auf.

Aufatmend schob ich die Beretta in das Halfter zurück und wandte mich um. Suko schleppte die beiden Frauen zu einem Sofa und ließ sie nebeneinander auf die Kissen sinken.

Ich lief zum Barschrank, riß ihn auf und fand eine halbvolle Flasche Whisky. Rasch schenkte ich zwei Cognacschwenker halbvoll, drückte Suko ein Glas in die Hand und setzte Jane das andere an die Lippen.

Sie riß die Augen auf, als der Whisky in ihren Mund floß, schluckte,

hustete, schluckte wieder und fuhr mit einem Schrei hoch.
»John, der Scheiterhaufen… die Flammen, die…« rief sie und sank wieder zurück. Völlig erschöpft blickte sie zu mir hoch, aber um ihre Lippen spielte ein dankbares Lächeln, und das entschädigte mich für alles.

***

Während Jane bereits stockend berichtete, was sie erlebt hatte, ging es Mara noch immer schlecht. Suko kümmerte sich um sie, so daß ich mir Janes Geschichte anhören konnte.
»Die Vision hat sich selbständig gemacht«, meinte ich zuletzt. »Teilweise blieb es eine Vision, deshalb hat dich die Fackel nicht getroffen. Teilweise war es aber Wirklichkeit, weshalb du die Flammen des Scheiterhaufens gefühlt hast.«
»Sie hat die Hitze der Flammen gespürt, als der schleimige Todesbote die beiden in diesem Zimmer eingekesselt hat«, warf Suko ein.
Jane riß die Augen auf. Sie wußte nichts von dem Sendboten des Schattenreiches, weil sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht wieder bei sich gewesen war. Ich schilderte in knappen Worten, was geschehen war, und wandte mich dann an Mara Lacatte, die jetzt auch wieder voll da war.
»Erzählen Sie, wie Sie auf diesen Scheiterhaufen geraten sind«, bat ich sie. »Und wer Sie dorthin gebracht hat.«
Sie sah mich ratlos an. »Keine Ahnung. Ich lief aus Ihrer Wohnung, weil ich niemanden gefährden wollte. Tut mir leid, John! Tut mir auch leid, Jane, daß ich diesen Bann über Sie sprechen mußte, aber sie hätten mich wahrscheinlich zurückgehalten.«
»Worauf Sie sich verlassen können«, sagte Jane grimmig. »Mich einfach so dasitzen zu lassen!«
Mara zuckte die Schultern und lächelte. »Manchmal hat es eben seine Vorteile, wenn man die Hexenkunst beherrscht. Ich bin sofort in meine Wohnung gefahren und habe mich hier verkrochen. Ich dachte, ich wäre sicher, aber plötzlich stand ich auf dem Scheiterhaufen, die Leute um mich herum und dieser verrückte Mönch wollten die Fackeln in das aufgeschichtete Holz stoßen. Dann erschien Jane. Und den Rest kennen Sie bereits.«
»John!« Suko stieß mich an. »Die Flugvampire!«
Jetzt fielen sie mir wieder ein, diese scheußlichen Kreaturen, die über dem mittelalterlichen Marktplatz kreisten. »Habt ihr sie auch gesehen?« erkundigte ich mich bei den Frauen, die nur knapp dem Tod entronnen waren.
»Flugvampire?« Mara runzelte die Stirn, während Jane nur den Kopf schüttelte.
»Flugvampire?« wiederholte die ehemalige Hexe. »Nein, da waren

keine Vampire! Warten Sie, John, ich habe oben am Himmel etwas gesehen… Moment, lassen Sie mich nachdenken… Ja! Jetzt weiß ich es wieder. Meine Schwestern schwebten über den Scheiterhaufen und sahen zu, wie ich verbrannt werden sollte!«

»Dann ist ja alles klar!« rief Jane. »Es war wieder ein Anschlag der Hexen, die Mara für eine Verräterin halten. Schließlich haben wir die Vision auch im Garten des Hexenhauses gesehen.«

Ich zuckte die Schultern. »Tut mir leid, Mara, aber das ändert nichts an den Tatsachen.«

Sie lächelte mich vertrauensvoll an. Suko räusperte sich unbehaglich. Er wußte schon, was jetzt kommen mußte.

»Was meinen Sie, John?« fragte Mara ahnungslos. »Sie machen ein so ernstes Gesicht. Gibt es Unannehmlichkeiten?«

»Der Mönch aus der Vision war in Wirklichkeit der Besitzer einer Villa in Kensington«, eröffnete ich Mara Lacatte. »Ich habe ihn selbst gesehen. Kein Irrtum möglich.«

Jane hob die Augenbrauen. »Er war der Besitzer?« fragte sie ahnungsvoll. »Er ist es jetzt nicht mehr?«

Ich schüttelte den Kopf. »Er ist tot. Er wurde vor wenigen Stunden ermordet. Mara Lacatte, ich muß Sie festnehmen. Sie stehen unter Mordverdacht!«

Die ehemalige Hexe sah mich sekundenlang aus weit aufgerissenen Augen an.

Plötzlich brach sie in schallendes Gelächter aus, in wütendes, verzweifeltes Lachen.

»Sie haben es erreicht, diese Hexen!« schrie sie. »Sie haben es erreicht!«

***

Sir Powell saß hinter seinem Schreibtisch und blinzelte mich durch seine dicken Brillengläser an, als wäre er ein kurzsichtiger Uhu. Dabei war er ein kurzsichtiger Superintendent.

»Sie sperren eine Unschuldige ein?« fragte er ungläubig. »Das bin ich gar nicht von Ihnen gewohnt, John.«

»Mara Lacatte ist eindeutig als Mörderin überführt«, erwiderte ich. »Mittlerweile haben wir die ersten Ergebnisse aus dem Labor. Sie war in der Villa in Kensington. Die Nagelfeile, mit der Hubbard Vermont erstochen worden ist, gehört ihr. Maras Fingerabdrücke befinden sich auf der Lehne von Vermonts Sessel. Soll ich die übrigen Beweise auch noch aufzählen?«

Seine Augen weiteten sich. »Also doch keine Unschuldige? John, jetzt verstehe ich überhaupt nichts mehr. Hat diese Lacatte den alten Mann in Kensington ermordet oder nicht?«

»Alle Beweise sprechen gegen sie, aber sie ist hereingelegt worden«,

behauptete ich.
»Das ist doch ganz einfach.«
»So, einfach?« Er nahm die Brille ab und rieb sich die Augen. Es war noch früh am Morgen, Donnerstag, elfter Dezember. Ein verschneiter Tag, an dem London unter einer weißen Decke versank. An solchen Tagen sehnte ich mich danach, mit Jane Collins in einem Schweizer Chalet am flackernden Kaminfeuer zu sitzen. Statt dessen saß ich im Büro meines Vorgesetzten, und die Zentralheizung unter dem modernen Aluminiumrahmenfenster war auch nicht sehr romantisch.
»Ich bin sicher, daß Mara Lacatte keinen Mord begangen hat«, fuhr ich fort. »Wir suchen die wahren Mörder.«
»So!« Powell gab sich brummig, obwohl sich unter der rauhen Schale ein weicher Kern verbarg. »Wenn Sie so lange um den heißen Brei herumreden, wollen Sie etwas von mir.«
»Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Sir«, sagte ich mit einem unverschämten Grinsen.
»Ihnen bleibt doch nichts verborgen.«
Der Superintendent runzelte die Stirn. »Schmieren Sie mir keinen Honig in den nicht vorhandenen Bart, sagen Sie, was Sie wollen!« polterte er.
»Ich brauche Suko und Jane Collins zur Unterstützung, Sir. Und die beiden haben Unkosten und müssen auch von etwas leben.«
Sir Powell machte plötzlich ein Gesicht, als habe er in eine unreife Zitrone gebissen.
»Sie wollen wieder die Spesenkasse plündern, John!« rief er anklagend. »Ich soll für Sie diese Spesen loseisen, damit ich den Ärger und Sie das Geld haben.«
»So ungefähr«, sagte ich und grinste noch mehr. »Oder wollen Sie, Sir, daß eine Unschuldige im Gefängnis schmachtet?«
Ich wußte, wie ich meinen Vorgesetzten nehmen mußte. Wenn ich an sein Herz appellierte, bekam ich immer, was ich wollte.
»Ist sie unschuldig?« Sir Powell setzte die Brille zurecht und seufzte. »Schon gut, John, schon gut! Die beiden können mitmachen. Ich sorge dafür.«
»Vielen Dank, Sir!« Ich stand auf und ging zur Tür. Jetzt grinste ich nicht mehr.
»Sie ist unschuldig. Wir haben es am eigenen Leib erlebt, wie ihre früheren Schwestern gegen sie vorgehen. Denken Sie nur an die Todesopfer im Hotel. Sechzehn Leichen! Und alles nur, um eine Abtrünnige auszuschalten.«
»Wenn Sie nicht eingegriffen hätten, wäre es letzte Nacht zu spät gewesen, nicht wahr?« Sir Powell nickte mir zu. »Ich habe von Ihrem nächtlichen Abenteuer gehört.«
Ich nickte. »Die Sache ist noch lange nicht ausgestanden. Diese

dämonische Masse, die Vermont getötet hat, existiert. Die Hexen haben sie geschaffen, und sie werden sie wieder einsetzen.«

Sir Powell hob entsetzt die Hände. »Hören Sie bloß auf, John! Machen Sie das Ding unschädlich und nehmen Sie die wahren Schuldigen fest.« Er räusperte sich.

»Die ganze Sache ist mir irgendwie unheimlich. Ich mag es gar nicht, daß der Yard als Instrument für solche Auseinandersetzungen benutzt wird. Wie es im Moment aussieht, sollen wir die Rache der Hexen an der Verräterin vollziehen. Sorgen Sie dafür, daß es nicht so weit kommt!«

»Ich werde alles daransetzen«, versprach ich. »Darauf können Sie sich verlassen, Sir!«

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Stimmt es eigentlich, was ich gehört habe? Diese Hexe, die Sie jetzt eingesperrt haben, ist in Sie verliebt?«

»Unsinn!« wehrte ich hastig ab. »Sie hat Vertrauen zu mir, das ist alles.«

Als ich das Büro verließ, grinste Sir Powell über das ganze Gesicht.

Ich polterte in den Vorraum zu meinem eigenen Büro. Glenda Perkins richtete sich sofort kerzengerade hinter ihrem Schreibtisch auf und lächelte mich strahlend an.

»Sie versorgen wohl den ganzen Yard mit den neuesten Nachrichten, wie?« fragte ich gereizt. »Oder woher sonst sollte Sir Powell die Story haben, daß Mara Lacatte in mich verliebt ist?«

Glenda zog schnippisch die Augenbrauen hoch. »Ist sie es vielleicht nicht? Wenn Sie nicht die Augen gesehen haben, mit denen Sie diese Hexe – im wahrsten Sinne des Wortes – angehimmelt hat, ich habe sie jedenfalls gesehen.«

»Sie hat sich an mich um Hilfe gewandt!« erklärte ich energisch. »Und ich habe sie wegen Mordes… ach was!«

Es hatte keinen Sinn. Die Eifersucht funkelte in Glendas Augen.

Ich ging in mein Büro und nahm mir noch einmal die Laborberichte vor. Sie waren eindeutig. Ebenso die Berichte der Spurensicherung. Jedes Gericht der Welt würde Mara aufgrund dieser Beweise hinter Gitter schicken.

Und ich konnte nicht vor Gericht erscheinen und von einer Vision erzählen, in der das Mordopfer als mittelalterlicher Mönch auf einem Marktplatz einen Scheiterhaufen angezündet hatte.

Ich mußte mir etwas anderes einfallen lassen. Da ich die Schwestern der abtrünnigen Hexe bisher nicht gefunden hatte, blieb mir nur eines: Ich mußte die Beweise gegen Mara entkräften.

Fest entschlossen, Mara so bald wie möglich aus der Zelle zu holen, machte ich mich an die Arbeit. Ich ahnte nicht, daß mir eine böse Überraschung bevorstand.

***

Auf dem Korridor lief mir Suko über den Weg.

»Ich wollte gerade zu dir, John«, sagte er. »Oder soll Mara in der finsteren Zelle schmachten?«

»Du hast wohl zu viele Ritterromane gelesen«, gab ich lächelnd zurück. »Ich habe gerade mit Sir Powell gesprochen. Du und Jane, ihr bekommt die Spesen ersetzt. Immerhin etwas.«

»Wie großzügig«, sagte er mit leichtem Spott. »Und was unternimmt unser berühmter Dämonenjäger?«

Ich führte Suko zu einem unserer Labors, in denen gerade Haare aus Vermonts Villa untersucht wurden. Es ging darum, den Nachweis zu erbringen, daß diese Haare von Mara Lacatte stammten.

Auf meine Bitte trugen die Chemiker und andere Spezialisten sämtliche gegen Mara sprechenden Beweise auf einem Labortisch zusammen. Ich betrachtete sie.

»Zwölf Beweise, ein rundes Dutzend«, sagte Suko seufzend. »Und du kannst sie nicht einfach unter den Tisch fallen lassen.«

»Das nicht«, erwiderte ich. »Aber ich kann sie genauer untersuchen. Du wirst schon sehen.«

Ich hatte meinen Koffer dabei. Die Spezialisten im Labor kannten mich und wunderten sich daher nicht darüber, als ich den Koffer öffnete und meine Waffen hervorholte.

Als erstes versah ich den Tisch ringsum mit Symbolen der Weißen Magie. Suko sah mir staunend zu, stellte jedoch keine Fragen. Als nächstes nahm ich die Gnostische Gemme aus dem Koffer, trat einen Schritt zurück und warf sie schwungvoll auf die Tischplatte.

Die Wirkung war verblüffend.

Sofort begannen die Lichter im Labor zu flackern. Ein dumpfes Grollen erscholl, und der Boden zitterte.

»Zerlegen Sie unser Labor nicht, Oberinspektor!« schrie einer der Chemiker erschrocken.

Ich hatte jetzt keine Zeit, mich darum zu kümmern. Sir Powell war Kummer mit mir gewohnt. Mußte er eben ein neuen Labor bezahlen.

Die Gnostische Gemme allein schaffte es offenbar nicht. Ich ließ mein Silberkreuz offen über der Brust baumeln und trat näher. In der Rechten hielt ich den Dolch mit dem kreuzförmigen Griff.

Blitzschnell stach ich nach der Nagelfeile, die in Hubbard Vermonts Brust gesteckt hatte.

Die angebliche Mordwaffe wich, wie von Geisterhand bewegt, seitlich aus, so daß die Dolchspitze sie um Haaresbreite verfehlte. Das gleiche Experiment machte ich mit einer Haarsträhne, die von Mara stammen sollte. Auch sie wich vor meinem Dolch zurück.

Triumphierend drehte ich mich zu Suko um. »Das ist der Beweis, daß es sich um gefälschte Beweise handelt!« rief ich. »Alle diese Spuren,

die zu Mara führen, sind auf magischem Weg entstanden. Und jetzt wollen wir sehen, was wirklich hinter allem steckt!«

Auf einem anderen Labortisch entdeckte ich ein Gerät, mit dem man feste Gegenstände zerreiben konnte, eine Art Pfeffermühle. Ich steckte ein Stück magischer Kreide hinein, hielt die Mühle über den Tisch und zerrieb die Kreide. Die einzelnen Teilchen schwebten auf die Beweisstücke herunter.

Im Raum erhob sich ein dumpfes Klagen und Stöhnen, daß es mir eiskalt über den Rücken herunterlief. Aber ich erzielte den gewünschten Effekt.

Nach und nach lösten sich sämtliche Gegenstände auf dem Tisch vollständig auf.

Damit hatte ich gerechnet, doch dann geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte.

Die gefälschten Beweise verschwanden nämlich nicht vollständig, sondern flossen ineinander und bildeten innerhalb weniger Sekunden eine Masse, die entfernt in Größe und Form an einen Pfannkuchen erinnerte.

»Erkennst du das Zeug wieder?« fragte mich Suko.

»Und ob«, murmelte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Das ist ein Teil des magischen Todesboten, der Vermont ermordet und anschließend versucht hat, Jane und Mara zu töten. Nach dem Mord ist dieser Ableger in der Villa zurückgeblieben und hat sich in die einzelnen Beweise gegen Mara verwandelt. Sehr raffiniert, aber nicht raffiniert genug. Und jetzt werde ich dieses Teufelszeug endgültig vernichten!«

Ich griff wieder zu meinem Silberdolch. Und wenn ich den ›magischen Pfannkuchen‹ in Stücke hacken mußte, aber diesmal sollte er mir nicht entkommen! Die Symbole der Weißen Magie verhinderten ihn an einer Flucht!

Ehe ich zustechen konnte, bäumte sich die gesichtlose Masse auf dem Tisch auf. Eine Stimme flüsterte in meinem Gedanken.

Schone mich, John Sinclair, ich bin nur ein unbedeutender Helfer!

Ich warf einen raschen Blick zu Suko hinüber. An seinem Gesicht erkannte ich, daß auch er diese geheimnisvolle Stimme hörte.

Der Todesbote war also doch ein intelligentes Wesen und nicht nur ein dämonischer Roboter, der auf Töten programmiert war.

Ich beschloß, das sofort auszunutzen. »Verrate mir, wer deine Auftraggeber sind und wo ich sie finde!« verlangte ich, den Dolch zum Zustechen erhoben.

Die Namen wehten scheinbar aus unendlicher Ferne an mein Ohr. Ich kannte sie bereits.

Emily! Sarah! Linda!

Es waren die Vornamen von Maras ehemaligen Schwestern. Das half

mir nicht weiter.

»Ich brauche die vollen Namen und die Adressen!« rief ich und senkte drohend den geweihten Dolch.

Ich weiß nicht mehr! rief die Geisterstimme in meinem Kopf. Underground Station Oxford Circus! Underground…

Die Stimme verwehte und meldete sich nicht mehr. Von dieser grauen Masse konnte ich nichts mehr erfahren.

Ich ließ den Dolch niedersausen. Diesmal teilte sich der Dämonenbote nicht. Wahrscheinlich hatten ihn die feinen Teilchen aus magischer Kreide bereits so geschwächt, daß er sich nicht wehren konnte. Eine Flucht gelang wegen der Kreidezeichen rings um den Tisch auch nicht.

Vor unseren Augen zerfiel die Masse zu grauem Staub, der sich wie Gas verflüchtigte.

»Wenigstens dieses Ding ist vernichtet«, seufzte Suko erleichtert. »Und wir müssen sofort zum Oxford Circus!«

»Ihr könnt mir gar nicht genug anrechnen, daß ich euer Labor geschont habe!« rief ich den Chemikern zu. Dann rannte ich auch schon hinter Suko her, hetzte zu meinem Bentley und startete, als hätte ich nicht einen der vornehmsten englischen Wagen, sondern einen Formel-1-Schlitten unter dem Allerwertesten.

Die Sache war es aber auch wert, die Pferde unter der Motorhaube zu kitzeln. Immerhin hatten wir die Chance, die drei Hexen auf einen Schlag unschädlich zu machen!

***

Jane Collins war ehrlich mit sich selbst. Sie wünschte Mara Lacatte sonstwohin, weil sie John schöne Augen machte. Kein Zweifel, die Hexe war in John verliebt.

Andererseits hatte Mara eindrucksvoll bewiesen, daß sie den bösen Mächten entsagen und ein normales Leben führen wollte. Und es war auch klar, daß ihre ehemaligen Schwestern sich fürchterlich an ihr rächen wollten. Einen solchen Menschen in Not wollte Jane auf jeden Fall helfen. Daß es sich zufällig um eine in John verliebte Hexe handelte, stand eben auf einem anderen Blatt.

Jane hatte die Wahl, wo sie mit ihren Nachforschungen beginnen konnte. Da war erst einmal Maras Wohnung, dann das Mordhaus in Kensington und das Hexenhaus an der Themse.

Von Maras Wohnung versprach sich die Privatdetektivin keine Aufschlüsse. Dort hatte bestimmt Scotland Yard eine Durchsuchung gemacht und alles Interessante gefunden. Für die Schwestern der Abtrünnigen war das Apartment unwichtig.

Blieben nur die Villa in Kensington und das Haus an der Themse. Jane schwankte minutenlang, bis sie sich für das Haus an der Themse

entschied. John hatte die Villa genau untersucht, und es gab kaum einen Grund für die drei Hexen, nach Kensington zu fahren. Was sollten sie in dem leeren Haus?

Der Schnee hatte sich auf den Londoner Straßen bereits in Matsch verwandelt, als Jane ihren uralten VW in der menschenleeren Straße an der Themse abstellte. Jane schauderte, als sie das Grundstück umrundete. Sie wollte einen anderen Weg zu dem Haus finden. Eine Viertelstunde später gab sie auf. In ihren Stiefeln schmatzte Schmelzwasser. Sie hatte über unbebautes Gelände marschieren müssen, um den Hexengarten von allen Seiten sehen zu können. Jetzt war sie wütend und enttäuscht.

Diese Mühe hätte sie sich schenken können.

Blieb nur die Eingangspforte mit dem Bluthund. Jane ärgerte sich nun auch über sich selbst, da sie nicht an Fleisch gedacht hatte. Sie mußte es trotzdem wagen.

Entschlossen drückte sie die Pforte auf. Der Hund kam aus seiner Hütte. Auch heute hing er an der langen Laufkette. Er fletschte die Zähne. Sofort blieb Jane ganz still stehen und rührte sich nicht. Auf einen Kampf mit diesem mächtigen Tier wollte sie sich nicht einlassen.

Der Bluthund kam zu ihr und schnupperte an ihrer Hand. Offenbar erkannte er sie wieder, da er zu wedeln begann und sich sogar von Jane streicheln ließ.

»Tut mir leid«, sagte sie und streichelte den Kopf des Hundes. »Aber ich habe nichts für dich.«

Er ließ sie trotzdem passieren und Jane betrat das Haus. Mit Schaudern dachte sie daran, daß hier ihre Reise in die Vergangenheit begonnen hatte, eine Reise, die beinahe auf dem Scheiterhaufen beendet worden wäre.

Diesmal geschah nichts. Sie machte sich die Mühe, das Haus vom Dachboden bis zum Keller zu durchsuchen. Sie befand sich soeben auf der Kellertreppe und wollte schon wieder in das Erdgeschoß heraufkommen, als sie Schritte vor dem Haus hörte.

Zuerst glaubte sie, es wäre John oder Suko, doch dann öffnete sich die Haustür. An der Art des Schrittes erkannte Jane, daß es eine Frau war. Hastig zog sie sich ein Stück zurück.

Die Unbekannte betrat den Wohnraum. Gleich darauf ertönten wieder Schritte, eine zweite Frau kam in das Gebäude, danach eine dritte. Jane begann zu ahnen, mit wem sie es zu tun hatte.

Die Hexen versammelten sich!

Als alle drei im Wohnzimmer waren, wagte sich Jane aus ihrem Versteck.

Vorsichtshalber griff sie nach ihrer Astra-Pistole, die sie stets bei sich trug, und schlich sich an die nur halb geschlossene Wohnzimmertür

heran.

Es waren tatsächlich die Hexen, die sich jetzt in einem Kreis aufstellten und einander an den Händen faßten. Sie mußten sich sehr sicher fühlen. Wahrscheinlich verließen sie sich ganz auf den Bluthund, ohne zu ahnen, daß dieser bestochen worden war.

In atemloser Spannung verfolgte Jane, wie sich die drei Hexen konzentrierten, wie sie erst lautlos, dann immer stärker anschwellige Beschwörungen murmelten. Noch wußte sie nicht, was die drei bezweckten. Sie merkte es jedoch sehr schnell.

Auf dem nackten Fußboden begann es zu flimmern. Der Teppich materialisierte, der schon bei der ersten Beschwörung hier gelegen hatte, mit magischen Symbolen bedeckt und uralt. Er war eine mächtige Waffe der Hexen und stellte ihre Verbindung zum Jenseits dar.

Jane erwartete, daß die Hexen etwas ganz Besonderes mit dem Teppich machen würden, und sie bereitete sich schon darauf vor, rechtzeitig einzugreifen. Es geschah jedoch nichts dergleichen.

Die Hexen lösten den Bann, rollten den Teppich auf und trugen ihn aus dem Haus.

Sie waren nur zu dem Zweck hergekommen, um dieses Requisit ihres bösen Treibens zu rufen und an einen anderen Ort zu bringen.

Jane war fest entschlossen, die drei Frauen nicht mehr aus den Augen zu lassen. Sie lief hinter ihnen her, sobald sie das Grundstück verlassen hatten, und sah eben noch, wie sie in einen Kleinbus stiegen. Den Teppich hatten sie nach hinten gelegt.

»Das nächste Mal bekommst du etwas«, versprach sie dem Bluthund, der ihr sehnsüchtig nachblickte, und lief zu ihrem frisierten VW. Rasant fuhr sie los und hängte sich an den Kleinbus.

Zwanzig Minuten später kannte sie das vorläufige Ziel der drei Hexen.

Die Underground Station Oxford Circus.

Die drei Frauen stellten den Bus ab und betraten die Station. Jane Collins war dicht hinter ihnen.

***

Die Passanten wirbelten herum, als ich meinen silbergrauen Bentley mit quietschenden Reifen zum Stehen brachte. Suko und ich sprangen heraus und rannten auf den nächsten Zugang der Underground Station zu. Jetzt wurde es schwierig. Es gab mehrere Bahnsteige, und wir wußten nicht, wo wir suchen sollten. Der Teil des Todesboten, den ich vernichtet hatte, war nicht sehr ›gesprächig‹ gewesen.

»Trennen wir uns!« rief Suko mir zu. Er schwenkte an der nächsten Gangkreuzung nach links, ich nach rechts ab.

Ich flog förmlich die Treppen hinunter. Es war Glück, daß ich die

drei Hexen bereits einmal gesehen hatte, so daß ich sie sofort wiedererkennen mußte.

Ich hatte jedoch den magischen Teppich nicht vergessen, der den Hexen zur Verfügung stand. Mit seiner Hilfe waren sie mir schon einmal entkommen, indem sie sich einfach an einen anderen Ort versetzt hatten.

Diesmal wollte ich vorsorgen. Meinen Ersatzkoffer hatte ich bereits während der Fahrt im Bentley geöffnet und mich mit Waffen versorgt. Die Hexen sollten sich nicht in eine andere Dimension retten können, um hinterher ihr verderbliches Treiben an einer anderen Stelle fortzusetzen.

In der Tiefe fuhr ein Zug in die Station. Ich hörte das Donnern der Räder, das Zischen der Bremsen, und ich spürte das Beben des Bodens. Sekunden später erfuhr ich, was es bedeutete, in einer Millionenstadt auf Jagd nach dem Bösen zu gehen. Es gab Pannen, die man nicht vorausberechnen konnte.

Aus dem Zug in der Station ergossen sich wahre Menschenmassen. Alle strömten die Treppe herauf und keilten mich ein. Ich kam nur langsam voran, rempelte zahlreiche Fahrgäste an und mußte mich beherrschen. Ich stellte mir nämlich vor, daß die drei Schwestern der abtrünnigen Hexe womöglich gerade in diesen Zug stiegen und abfuhren. Und ich kam um Sekunden zu spät!

Endlich waren die Leute an mir vorbei. Ich lief weiter. Mit einem Sprung flankte ich über die Absperrung und blieb auf dem menschenleeren Bahnsteig stehen.

Von den anderen Zugängen her füllte er sich bereits wieder mit Menschen. Hier herrschte ein ständiges Kommen und Gehen. Das erschwerte unsere Suche noch mehr.

Die drei Hexen entdeckte ich nicht, dafür sah ich Suko auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig. Auch er erblickte mich und zuckte die Schultern.

Vielleicht kamen die Hexen erst, oder sie waren längst schon hier gewesen.

Vielleicht besaßen sie auch irgendwo ein sicheres Versteck, in dem wir sie nicht aufstöbern konnten. Eine solche Station war ein Labyrinth mit zahlreichen Räumen, die man normalerweise nicht betreten durfte.

Ich deutete aufs Geratewohl mit dem Daumen nach unten. Suko verstand, nickte und lief auf den nächsten Treppenabgang zu. Die kreuzende Undergroundlinie lag ein Stockwerk tiefer. Auch ich suchte eine Treppe, lief hinunter und erreichte den Bahnsteig, als Suko auf der anderen Seite erschien, und dann erlebte ich eine Überraschung.

Ganz hinten am Ende des Bahnsteigs verschwanden soeben mehrere Gestalten, die ich nur flüchtig sah, in dem schwarzen Tunnel. Neben

mir aber stand hinter einem Pfeiler eine Frau, die ich nicht nur erkannte, sondern die ich auch sehr gut kannte.

»Jane, wie kommst du hierher?« rief ich unterdrückt.

Jane Collins wirbelte herum, als ich hinter sie trat. Sie atmete erleichtert auf.

»Ich dachte schon, du wärst ein Helfer der Hexen«, flüsterte sie aufgeregt und deutete auf den Stollen, in dem die Frauen verschwunden waren. »Ich bin ihnen von dem Haus an der Themse gefolgt. Sie haben den magischen Teppich erscheinen lassen und hierher gebracht.«

»Dann nichts wie hinterher«, erwiderte ich und gab Suko Zeichen. Er verstand mich zwar, aber ich merkte deutlich, daß er die Hexen nicht mehr gesehen hatte. Er lief auf seinem Bahnsteig bis zum Ende und sprang auf die Schienen hinunter.

Wir taten dasselbe auf unserer Seite. Dabei mußten wir ständig darauf achten, ob ein Zug kam. Außerdem mußten wir der Stromschiene ausweichen.

Es gab mehrere Zeugen unserer Aktion. Vermutlich würde irgend jemand Alarm schlagen, aber das störte mich nicht. Bis jemand eingriff, mußten wir die Hexen bereits gefunden haben.

»Ein Zug!« stieß Jane hervor. »Vorsicht!«

Wir preßten uns flach gegen die Tunnelmauer. Der Zug rauchte rasend schnell aus der Dunkelheit heraus auf und sauste an uns vorbei. Ich blickte den Stollen entlang.

Ungefähr hundert Schritte vor uns sah ich eine helle Gestalt, die scheinbar in der Mauer verschwand.

Kaum war der Zug vorbei, als ich weiterlief. Ich hatte mir die Stelle gemerkt und holte jetzt meine Kugelschreiberlampe hervor. Damit leuchtete ich so lange, bis ich eine niedrige Eisentür in der Stollenwand entdeckte.

Solche Türen führen in Depots, die unterirdisch an den Strecken angelegt waren. Ich zögerte nicht lange, drückte die Klinke und öffnete die Tür einen Spaltbreit.

Dahinter brannte Licht. Es war nicht abgeschlossen.

Ich sah mich um. Jane und Suko standen hinter mir bereit.

Ich holte tief Luft und warf mich gegen die Tür.

***

Mara Lacatte war noch immer in einer Zelle im Yardgebäude eingesperrt. Sie war vorläufig festgenommen. Der Haftbefehl sollte folgen. Danach mußte sie in das Untersuchungsgefängnis übersiedeln.

So weit war es noch nicht. Sie sollte für Verhöre ständig verfügbar sein.

Der Zellentrakt wurde zusätzlich von einem Polizisten bewacht. Er

hatte an diesem elften Dezember einen ruhigen Dienst. Keiner der Gefangenen beschwerte sich oder randalierte. Von Zeit zu Zeit machte er seinen Rundgang und war mit sich und der Welt zufrieden.

Der Polizist hieß Fred Merchand. In Gedanken beschäftigte er sich mit dem bevorstehenden Weihnachtsfest. Er hatte für seine Frau und seine Kinder noch keine Geschenke gekauft, aber er wußte genau, was sie sich wünschten. Und er war entschlossen, ihre Wünsche zu erfüllen. Vielleicht mußte er sich einen Vorschuß nehmen, aber es würde schon klappen.

Er hatte ein kleines Büro, von dem aus er sowohl den Zellentrakt, als auch den Korridor überblickte, der zu dem Gittertor führte. Plötzlich hatte er das Gefühl, daß jemand auf ihn zukam. Er beugte sich vor und blickte angestrengt durch das Fenster auf den Korridor hinaus. Dort war jedoch niemand.

Kopfschüttelnd wollte er sich wieder der Schreibarbeit zuwenden, die täglich anfiel, doch unerklärliche Angst und drückende Beklemmung ließen ihn nicht los.

Er kam nicht auf die Idee, seine Vorgesetzten anzurufen oder Alarm zu schlagen.

Dazu gab es keinen konkreten Anhaltspunkt. Aber er stand auf, um sich draußen umzusehen.

Das Angstgefühl verstärkte sich, als er den Korridor betrat. Kalte Schauer liefen über den Rücken des Polizisten. Nervös sah er sich um – und erstarrte.

Erst jetzt entdeckte er eine schleimige, graue Masse, die den gesamten Korridor einnahm. Langsam floß sie auf den entsetzten Mann zu, der viel zu spät begriff, was hier vor sich ging.

Fred Merchand hatte keine Zeit mehr, um sich über dieses Phänomen den Kopf zu zerbrechen. Er erkannte auch nicht, daß von der grauen Masse Panik ausstrahlte, die ihn erfaßte und völlig falsch reagieren ließ.

Anstatt sich in sein Büro zurückzuziehen, versuchte er zu fliehen. Er durfte sich nicht die Zeit nehmen, die Gittertür zum Zellentrakt aufzuschließen. Deshalb wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung. Auf diesem Weg wollte er die Büros seiner Kollegen erreichen.

Er kam nicht weit. Fred Merchand glaubte, durch diesen grauen, zähen Schleim waten zu können, doch schon nach wenigen Schritten kam er nicht voran. Er stand inmitten des dämonischen Todesboten, die Hände auf sein Herz gepreßt, den Mund zu einem lautlosen Schrei aufgerissen.

Er schlug noch ein paarmal um sich, während der Todesbote die Lebenskraft aus seinem Körper sog. Dann brach Fred Merchand in die Knie und stürzte leblos zu Boden. Als er auf die Steinplatten des

Korridors fiel, glitt die schleimige Masse bereits durch das Gittertor und näherte sich Mara Lacattes Zelle.

Fred Merchands weit aufgerissene, erstarrte Augen sahen es nicht. Der Polizist würde nie mehr Weihnachten feiern und die Wünsche seiner Familie erfüllen können.

***

Mit einem Sprung schnellte ich mich in den Raum hinein. An der Decke brannte eine Neonlampe. Es gab keinen zweiten Ausgang. Der Boden bestand aus Beton, ebenso die Wände, an denen sich Regale mit Werkzeugen und Ersatzteilen hinzogen.

Das alles erfaßte ich mit einem Blick, um keine bösen Überraschungen durch die Hexen zu erleben.

Die drei Frauen standen in der Mitte des Raumes, hielten einander an den Händen gefaßt und starrten auf den magischen Teppich hinunter, den sie auf den nackten Betonboden ausgebreitet hatten. Sie wollten soeben mit einer neuen Beschwörung beginnen, vermutlich um zu fliehen.

»Auseinanderdrängen!« schrie ich und warf mich auf den Kreis der Hexen. Dabei streckte ich die Hände vor, um eine der Frauen zu packen.

Das bewahrte mich vor einem harten Zusammenstoß, da ich wie schon einmal gegen ein unsichtbares aber undurchdringliches Hindernis stieß und benommen zurücktaumelte. Suko und Jane erging es genauso.

Ich sah die höhnischen Gesichter der Hexen. Sie glaubten, uns wieder überlistet zu haben. Diesmal wollte ich ihnen einen Strich durch die Rechnung machen.

Meine Hand fuhr unter die Jacke. Meine Finger verkrampften sich um den Silberdolch mit dem kreuzförmigen Griff.

Wenn ich schon nicht die magische Mauer durchdringen konnte, schaffte es bestimmt mein Dolch.

Ich hielt mich nicht damit auf, die Barriere aufzubrechen. Statt dessen schleuderte ich den Dolch wie ein geübter Messerwerfer.

Die geweihte Waffe prallte nicht ab. Sie durchdrang die magische Sperre, zischte zwischen zwei Hexen durch. Die Spitze des Dolches traf genau den Mittelpunkt des Teppichs.

Weiße und Schwarze Magie stießen aufeinander. Die Wirkung war verheerend.

Grelle rote und blaue Lichtblitze zuckten von dem magischen Teppich zur Decke. Die Neonröhre zerplatzte mit einem schußähnlichen Knall.

Die Hexen schrien gellend auf und schlugen die Hände vor die Augen, als wären sie geblendet worden. Sie taumelten zurück.

Kaum verließen sie den magischen Teppich, als sie zuckend zusammenbrachen. Der Teppich ballte sich zusammen, als kämpfe er direkt gegen den silbernen Dolch. Das geweihte Metall setzte den magischen Kräften hart zu.

Jetzt kam es darauf an, was stärker war. Ich konnte vorläufig nicht eingreifen, weil ich eine der Hexen festhielt. Suko hatte die zweite gepackt, und Jane hinderte die dritte an der Flucht.

»Lassen Sie mich los, John Sinclair!« schrie die Schwarzhaarige, die ich im Polizeigriff an mich drückte. »Sie wissen gar nicht, was Sie tun! Der Teppich ist wertvoller als hundert Menschenleben!«

»Da messen wir aber mit verschiedenem Maß«, erwiderte ich grimmig und blickte angespannt auf das Toben der Gestalten. Aus dem Teppich stiegen schwarze Rauchwolken auf. Die Blitze zuckten immer seltener und wenn, waren es blaue. Das Gute siegte, die Kräfte der Hölle und des Schattenreichs der Dämonen wurden verdrängt.

Suko und ich griffen zu unseren Stablampen und schalteten sie ein. Da die Deckenbeleuchtung nicht mehr funktionierte, brauchten wir dieses Licht, um etwas sehen zu können.

Der Teppich schrumpfte zusammen, wurde unansehnlich und verlor nach und nach sein Muster. Die Symbole der Schwarzen Magie verkohlten. Zuletzt blieb nur noch ein Häufchen Asche auf dem Betonboden liegen, aus dem mein Dolch herausragte. »Hier, Suko!« rief ich meinem Freund zu. Er übernahm ›meine‹ Hexe, während ich meinen Dolch barg und wieder zu mir steckte. »Und nun ab in den Yard«, eröffnete ich den Hexen. »Jetzt decke ich eure Schandtaten und Verbrechen auf!«

Zu meiner Überraschung schwiegen sie, als wir sie aus dem Depot schoben und zurück zum Bahnsteig drängten. Dort warteten bereits mehrere Polizisten, die unsere Gefangenen in Empfang nahmen. Sie wollten auch uns verhaften, aber ich zeigte ihnen meinen Ausweis. Damit war die Sache in Ordnung.

Unsere uniformierten Kollegen stellten uns ihre Streifenwagen zur Verfügung, so daß wir die drei Hexen ohne Schwierigkeiten zum Yard transportieren konnten. Ich war überzeugt, daß es mir bald gelang, Maras Unschuld nachzuweisen und sie aus der Zelle zu holen.

Doch zuerst einmal brachten wir die verhafteten Hexen in ihre Zellen.

***

Die uniformierten Kollegen begleiteten uns. Suko und Jane hatten in meiner Gegenwart auch zu dem Zellentrakt des Yards Zutritt. Niemand wäre auf die Idee gekommen, sie zurückzuweisen.

»Hier ist auch Mara untergebracht«, sagte ich zu den drei Frauen, die bisher kein Wort mit mir gewechselt hatten. Sie taten, als wären wir

Luft. Ich nahm mir vor, ihnen diesen Hochmut auszutreiben.

Wir bogen in den Korridor ein, der an einer Gittertür endete. Dahinter befanden sich die Zellen.

So weit kamen wir jedoch nicht. Neben dem Tor gab es ein Büro, von dem aus der Eingang zu der Abteilung der Gefangenen überwacht wurde. Ein Polizist führte Buch darüber, welche Gefangenen eingeliefert und abgeholt wurden.

Und dieser Polizist lag mitten auf dem Korridor.

Schon von weitem ließ seine verkrümmte Haltung nichts Gutes ahnen. Da meine uniformierten Kollegen die Hexen abführten, konnte ich einschreiten. Ich lief zu dem Regungslosen, beugte mich über ihn und drehte ihn auf den Rücken.

Erschrocken prallte ich zurück. Ich erkannte den Mann, hatte ihn schon ein paarmal gesehen. Es war jedoch schwer, ihn zu identifizieren. Sein Gesicht war eingeschrumpft und wirkte wie das eines alten Mannes, obwohl er bestimmt nicht älter als ich war.

Zögernd streckte ich die Hand aus und berührte seinen Arm. Durch die Uniform hindurch fühlte er sich wie Stein an.

Ich wirbelte herum und starrte den drei Hexen ins Gesicht. Wut drohte mich zu übermannen! Ich mußte mich gewaltsam zusammenreißen, um nicht die Fassung zu verlieren.

»Dieser Mann ist durch den Todesboten ermordet worden«, sagte ich zähneknirschend.

Die Gesichter der Frauen blieben starre, undurchdringliche Masken.

»Sie glauben uns wahrscheinlich nicht«, sagte die Schwarzhaarige, »wenn ich versichere, daß wir es nicht waren, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht!« schrie ich, bückte mich und hakte blitzschnell den Schlüsselbund vom Gürtel des Wächters los.

Mit bebenden Fingern schloß ich die Gittertür auf und ahnte bereits das Schlimmste.

Ich hatte nicht oft im Zellentrakt zu tun, und wenn ich herkam, schloß mir der diensttuende Polizist auf. Daher dauerte es eine Weile, bis ich den richtigen Schlüssel für Maras Zelle fand.

An das Guckloch in der Tür dachte ich erst gar nicht. Ich mußte so schnell wie möglich der ehemaligen Hexe helfen.

Quietschend schwang die Zellentür zurück. Mit einem Aufschrei fuhr ich zurück.

Es kommt selten vor, daß ich schockiert bin, aber diesmal war ich es.

Mara Lacatte lag auf dem Boden, das Gesicht dem Eingang zugewandt. Maßloses Grauen war in ihren Zügen festgefroren.

Ihren Körper überzog die graue Masse des Todesboten, gestaltlos wie immer, feucht schimmernd, abstoßend, furchterregend.

Kein Zweifel. Mara Lacatte war tot.

***

Sekundenlang stand ich wie erstarrt, unfähig mich zu bewegen.

Diese Frau hatte sich vertrauensvoll an mich gewandt, hatte mich um Hilfe gebeten!

Und was hatte ich für sie getan?

Sicher, ich hatte etwas unternommen. Sehr viel sogar. Aber das Endergebnis sah ich vor mir.

Mara Lacatte war tot! In einer Zelle von Scotland Yard auf unnatürliche Weise ermordet!

In meiner ohnmächtigen Wut und Verzweiflung riß ich das silberne Kreuz von meinem Hals und schleuderte es auf die Leiche. Es versank in der grauen Masse, die sofort heftig zu zucken begann, ein Anblick, den ich kaum ertrug. Man mußte schon starke Nerven haben, um nicht schreiend zu fliehen.

Ich hörte hinter mir entsetztes Stöhnen und Keuchen, kümmerte mich jedoch nicht darum. Meinen Einsatzkoffer trug ich bei mir, weil ich anschließend in mein Büro gehen wollte. Dort sollten die Hexen verhört und ihrer Fähigkeiten beraubt werden. Jetzt stellte ich den Koffer rasch auf den Boden, ließ das Schloß aufschnappen und holte die magische Kreide heraus. Ich drückte sie Suko in die Hand. Er brauchte keine Anweisungen. Blitzartig zog er einen Kreis um die Leiche mitsamt ihrem dämonischen Mörder. Nun konnte der Todesbote nicht mehr entweichen. Der Fußboden hatte keine einzige Ritze, in die er sich zurückziehen konnte.

Vor Empörung und Enttäuschung bebend, schleuderte ich die Gnostische Gemme dem silbernen Kreuz hinterher, riß den Dolch aus dem Koffer und beugte mich über die Tote.

Vorsichtig hielt ich den Dolch waagrecht dicht über ihren Körper und ließ los. Ich scheute mich davor, Mara auch nur die Haut zu ritzen, obwohl sie es nicht mehr gefühlt hätte.

Als auch noch Suko die magische Kreide in die klebrige Masse des Todesboten warf, fiel die Entscheidung.

Die graue Masse stieß wieder jenes geisterhafte, dumpfe Stöhnen aus, das ich bereits gehört hatte, zuckte, pulsierte und zerfiel zu Staub.

Diese Schlacht war gewonnen, aber um welchen Preis! Warum war ich nicht früher in den Yard gekommen! Warum hatte ich die drei Hexen nicht früher unschädlich gemacht? Es war ein Verhängnis, über das ich lange nicht hinwegkommen würde.

Ich warf einen langen Blick auf Mara Lacatte. Der Tod hatte ihr nicht den Frieden gebracht, den sie sich erhofft hatte.

Ich wandte mich an die begleitenden Polizisten. Sie hatten nur ihren toten Kollegen gesehen, nicht aber den Dämonenboten. Daher waren sie nicht informiert, was sich hier wirklich abgespielt hatte.

»Bringt die Frauen in mein Büro!« befahl ich. Es war mittlerweile einigermaßen aufgeräumt worden.

Sie gingen voran, Jane, Suko und ich folgten ihnen. Die Gesichter der beiden waren wie aus Stein gemeißelt. Ich konnte mir vorstellen, welche Gedanken sie bewegten. In meinem Büro angekommen, schickte ich die Polizisten hinaus. Meine Freunde und ich waren mit den Hexen allein. Die Stunde der Wahrheit war gekommen!

***

Vor meiner Bürotür standen Wächter. Ich war sicher, daß mir die Hexen nicht auf normalem Weg entgegenkommen konnten. Und ich wollte dafür sorgen, daß sie nie wieder ihre übersinnlichen Fähigkeiten einsetzen würden.

Jane und Suko saßen links und rechts von meinem Schreibtisch, ich dahinter, die Hexen davor. Noch immer kannten wir ihre Namen nicht. Vorläufig hatte ich noch darauf verzichtet, sie zu fotografieren und ihre Fingerabdrücke abnehmen zu lassen.

Ich maß die drei Frauen der Reihe nach mit eisigen Blicken. Sie reagierten nicht darauf.

»Ich habe Ihnen den magischen Teppich abgenommen«, sagte ich leise. »Danach war es mit Ihren Fähigkeiten vorbei. Ich vermute, daß Sie irgendwann diesen Teppich benutzt haben. Und Mara Lacatte hat zu Ihrem Kreis gehört. Richtig?«

Sie schwiegen, als wäre ich gar nicht vorhanden. Weshalb hätten sie mir auch helfen sollen?

»Ich werde jetzt gleich eine Beschwörung durchführen«, fuhr ich ungerührt fort und klopfte auf meinen Spezialkoffer, der vor mir auf dem Schreibtisch lag. »Danach werden Sie die letzten magischen Fähigkeiten verloren haben. Und danach wandern Sie ins Gefängnis. Ich persönlich werde alles tun, damit die Anklage auf Mord lautet. Sie werden das Schicksal erleiden, daß Sie Ihrer Schwester Mara zugedacht hatten. Sie werden lebenslänglich hinter Gittern verschwinden.«

Wiederum machte sich die Schwarzhaarige zur Sprecherin der Gruppe, die übrigen verzogen noch nicht einmal eine Miene. »Wir haben Mara nicht getötet«, erklärte sie. »Wir haben auch Hubbard Vermont nicht getötet. Wir hatten keinen Grund.«

»Aber Sie kennen Vermonts Namen, obwohl er nicht in den Zeitungen erwähnt wurde!« Ich beugte mich über den Schreibtisch und fixierte sie schwarzhaarige Hexe. »Sie kennen den Namen, weil Sie Hubbard Vermont in seiner Villa in Kensington ermordet haben, besser gesagt, durch den Todesboten ermorden ließen!«

Wieder schüttelte die Frau leidenschaftslos den Kopf. »Wir hatten keinen Grund, Vermont zu töten, im Gegenteil. Er war uns nützlich, daher…«

Sie konnte nicht weitersprechen. Suko schlug mit der Faust auf

meinen Schreibtisch, daß die darauf liegenden Gegenstände hochsprangen.

»Ihr habt doch Johns Büro verwüstet!« rief er empört.

Die Schwarzhaarige nickte. »Allerdings, das haben wir aus Wut über Maras Verrat getan. Wir haben den Wirbelsturm in das Büro geschickt. Das war aber auch schon alles, was wir getan haben.«

Ich beugte mich über den Schreibtisch. »Sie wollten vorhin etwas über Vermont sagen! Daß er für Sie nützlich war! Inwiefern?«

Ihre Augen richteten sich kalt wie Glaskugeln auf mich. »Vermont war unser Werkzeug.«

Ich nickte. »Das weiß ich. Ihr Werkzeug, durch dessen Ermordung Sie Mara belasteten.«

Doch die Hexe schüttelte den Kopf. »Unser Werkzeug, um…«

Wieder wurde sie unterbrochen, diesmal aber von keinem von uns. Aus der Zimmerdecke fuhr ein armdicker roter Blitz. Die entfesselten Gestalten schleuderten uns gegen die Wände. Ich konnte meinen Koffer nicht erreichen und lehnte wehrlos an der Mauer.

Eine dämonische Macht griff ein, mit der ich nicht gerechnet hatte. Der Blitz war nicht natürlichen Ursprungs. Und das schon wieder in meinem Büro!

Eine grellrote Lichthülle umschloß die drei Hexen. Sie sprangen auf und wollten fliehen, aber die Lichtaura hinderte sie daran.

Innerhalb der roten Zone entstand eine Dämonengestalt, die an Scheußlichkeit nicht zu überbieten war. Durch wallenden roten Nebel hindurch sah ich Hörner, Hufe, gebleckte lange Zähne, schwarzes, zottiges Fell.

Als die Hexen diese Schauergestalt erblickten, fielen sie auf die Knie und küßten den Boden. Eine mächtige Stimme donnerte uns entgegen.

Ich hole meine getreuen Dienerinnen in mein Reich, damit sie mir in Zukunft dienen können, ohne von euch Menschen behindert zu werden!

Die Dämonengestalt breitete die Arme aus, schlang sie um die drei Frauen und löste sich mit ihnen in Nichts auf. Nur das rote Leuchten blieb noch sekundenlang im Raum stehen.

Mit schreckgeweiteten Augen richteten sich Suko und Jane auf.

»Was war das, John?« flüsterte Jane Collins.

Ich stemmte mich wütend hoch. »Die Dämonen haben die drei Hexen zu sich geholt, damit wir ihnen nichts nachweisen können«, sagte ich grimmig. »In Zukunft werden ihre Geister als Dämonen in dieser Welt erscheinen.«

Schon rechnete ich damit, daß der Spuk vorbei war, als ich von überall her gleichzeitig die Stimme der schwarzhaarigen Hexe vernahm. Sie stieß ein höhnisches Lachen aus.

John Sinclair! rief sie. Jetzt erst erkenne ich die ganze Wahrheit und

durchschaue das Spiel! Wieder dieses schauerliche, spöttische Lachen, in das die anderen Hexen einfielen. Du bist der größte Dummkopf der Welt, John Sinclair!

Danach verstummte die Stimme. Eisiges Schweigen breitete sich in meinem Büro aus.

Meine beiden Freunde sahen mich betroffen und fragend an. Aber in mir keimte ein fürchterlicher Verdacht auf.

***

Es war vier Tage später. Wir standen vor dem offenen Grab, in das Schneeflocken trieben. Jane Collins, Suko und ich. Sogar Sir Powell war gekommen. Ich glaube, er wollte damit zeigen, daß er uns keine Schuld an diesem Ausgang gab.

Es war eine schnelle Sache. Niemand hielt eine Rede. Mara Lacatte hatte offenbar keine Verwandten und Freunde gehabt. Zumindest hatten wir niemanden gefunden.

Ich starrte auf das Grab und dachte nach. Alles ging mir noch einmal durch den Kopf.

Wir hatten inzwischen die drei verschwundenen Hexen identifiziert. Sie hatten in meinem Büro Fingerabdrücke hinterlassen. Sie waren einmal registriert worden, als sie sich an einem Mordanschlag gegen einen Vertreter der Weißen Magie beteiligt hatten. Sie waren damals mit geringen Strafen davongekommen. Die Haupttäter waren hinter Gitter gewandert und inzwischen im Gefängnis gestorben. Das war noch vor meiner Zeit als Geisterjäger bei Scotland Yard gewesen. Immerhin hatten uns die Fingerabdrücke weitergeholfen.

Und auch wieder nicht. Denn ich kannte zwar die Namen der Hexen, diese hatten jedoch ein völlig isoliertes Leben geführt. Keine Kontakte, höchstens so heimlich, daß sie sich nachträglich nicht mehr rekonstruieren ließen.

Alle vier Frauen hatten normale Berufe ausgeübt. Ihren Dienst als Sklavinnen des Bösen hatten sie nach Büroschluß angetreten.

Ich warf eine Schaufel der hartgefrorenen Erde auf den Sarg hinunter. Es polterte dumpf. Ich ging rasch weg. Jane Collins folgte mir und hängte sich bei mir ein. »John«, sagte sie leise. »Du denkst ständig an Mara, nicht wahr?«

Ich nickte stumm und betrachtete die verschneiten Grabsteine. Irgendwie hoffte ich hier auf einen entscheidenden Hinweis, eine verdächtige Gestalt oder etwas Ähnliches. Aber nichts geschah.

»Warum denkst du an Mara?« bohrte Jane weiter. »Hast du… hast du dich…?«

Sie sprach nicht weiter. Ich verstand sie aber auch so.

Ich blieb stehen und sah Jane an. »Ich habe mich nicht in sie verliebt, wenn du das meinst«, sagte ich leise.

Sie kniff die Augen blinzelnd zusammen. Schutz gegen die Schneeflocken, die immer dichter tanzten. Und sie lächelte schwach.

Suko holte uns ein. Er hörte schweigend zu, als ich weitersprach.

»Erinnert ihr euch noch an die letzten Worte der Schwarzhaarigen, als sie sich schon in der Dimension der Dämonen befand?« Ich sah meine Freunde forschend an. Sie nickten. »Ich konnte die drei Hexen nicht mehr erreichen. Sie waren vor mir sicher. Und sie haßten mich, das steht fest.«

»Dich hassen alle, die das Böse auf Erden vertreten«, warf Suko ein.

»Eben!« Ich warf einen Blick zu dem Grab zurück. »Und nun frage ich euch, wieso die Hexe mich nicht aus dem Jenseits beschimpft hat! Wieso hat sie mich einen Dummkopf genannt? Das ist keine Beleidigung im eigentlichen Sinn! Das ist eine Feststellung!«

Jane runzelte die Stirn. Eine Strähne ihrer blonden Haare quoll unter ihrer Pelzmütze hervor. Die Schneekristalle verfingen sich darin. Gedankenverloren strich Jane sich die Haarlocke aus der Stirn.

»Die Hexe sagte«, murmelte sie, »sie würde jetzt das Spiel durchschauen.«

Suko nickte. »Das waren ihre Worte«, bestätigte er. »Na und? Was schließt du daraus?«

Ich zuckte die Schultern. »Ich weiß es noch nicht. Aber…«

Sir Powell trat zu uns. Er räusperte sich und riß die Augen weit auf, weil sich die Schneeflocken auf seinen dicken Brillengläsern niederschlugen und er kaum noch etwas sah.

»John, hören Sie auf, Ihren Verstand zu strapazieren!« rief er. »Ich sehe es Ihnen an, diese ganze Sache spukt noch in Ihrem Kopf herum! Dieser Fall ist erledigt. Miß Lacatte ist tot. Der Arzt hat Herzschlag bestätigt. Die Schuldigen haben sich unserem Zugriff entzogen. Ihr Büro ist inzwischen auch wieder in Ordnung gebracht worden. Was wollen Sie noch mehr?«

Ich rang mir ein schwaches Lächeln ab. »Ich möchte wissen, wieso ich ein Dummkopf bin«, antwortete ich und verließ rasch den Friedhof. Ich hatte eine Idee.

***

Wir hatten uns bisher zu wenig um das Mordopfer gekümmert. Für uns war klar gewesen, daß sich die drei Hexen ein beliebiges Opfer ausgesucht hatten. Doch nun kamen die Worte der Schwarzhaarigen mit voller Deutlichkeit wieder.

Sie hatten den alten Hubbard Vermont gekannt und ihn zu irgend etwas benutzt. Sie hatte nicht mehr gesagt, was das war. Einmal hatte Suko sie unterbrochen, das zweite Mal war es jener Dämon gewesen, der die Dienerinnen des Bösen in das Reich der Geister geholt hatte.

Ich mußte feststellen, in welchem Zusammenhang Hubbard Vermont

mit den drei Hexen gestanden hatte. Nur so konnte ich herausfinden, warum sie ihn ermordet hatten. Vielleicht gab es noch einen anderen Grund als die falsche Beschuldigung gegen Mara Lacatte.

Ich fuhr zu der leerstehenden Villa in Kensington. Die Schlüssel für das alte Haus trug ich bei mir, als hätte ich schon geahnt, daß ich nach dem Begräbnis noch einmal herkommen würde. Auch meinen Einsatzkoffer hatte ich im Bentley, so daß ich mich nicht unbewaffnet in das Haus wagen mußte.

Ich wußte nicht genau, was ich suchte, aber ich hatte das deutliche Gefühl, daß Sir Powell nicht recht hatte. Dieser Fall war noch nicht zu Ende. Da kam noch etwas.

Meine Freunde zog ich nicht mit hinein. Warum sollte ich ihre Zeit verschwenden, bevor ich überhaupt wußte, worum es ging und ob wir eingreifen konnten.

Ich erreichte den Stadtteil Kensington, als sich das Funkgerät meldete. Unsere Zentrale im Yard gab durch, daß mich ein Rechtsanwalt wegen Hubbard Vermonts Nachlaß sprechen wollte. Ich bestellte den Mann kurzerhand in die alte Villa und versprach, dort auf ihn zu warten.

Da ich es nicht mehr weit hatte, war ich als erster an Ort und Stelle, parkte direkt vor dem Haus und betrat die Villa.

Ich erwartete, ein ungemütliches, kaltes, unheimliches Haus vorzufinden. Statt dessen war die Zentralheizung eingeschaltet. In den Kaminen war frisches Holz aufgeschichtet und brauchte nur noch angezündet zu werden. Es war geputzt worden, so daß alles in neuem Glanz erstrahlte. Es roch nach frischer Farbe, Türen und Fenster waren gestrichen worden!

Ich lief immer hastiger durch das Haus. Im Kaminzimmer, in dem wir den Toten gefunden hatten, blieb ich wie erstarrt stehen. Hier sah es so aus, als wäre der Bewohner des Hauses erst vor wenigen Minuten weggegangen.

Das Kaminzimmer war kaum wiederzuerkennen. Nur der Kamin befand sich noch an derselben Stelle. Alles andere war verändert worden. Die Einrichtung war vollständig ausgetauscht. An den Wänden schimmerten golden getönte Seidentapeten. In der Mitte des Raumes lag ein kostbarer chinesischer Seidenteppich.

Ich stand noch staunend mitten im Raum, als ein dezenter Gong anschlug. Ich konnte mich deutlich erinnern, daß dieses Haus ursprünglich eine mißtönende schrille Klingel hatte.

Verwirrt lief ich nach unten und öffnete. Ein grauhaariger Mann stand in der einbrechenden Dämmerung vor der Villa und lüftete höflich seinen Zylinder.

»James T. Earlbone, Rechtsanwalt«, stellte er sich vor. »Wir haben eine Verabredung. Oberinspektor Sinclair, vermute ich?«

Ich präsentierte ihm meinen Ausweis und ließ mir sicherheitshalber seinen zeigen.

Er war derjenige, für den er sich ausgab.

»Es geht um dieses Haus«, eröffnete mir der Rechtsanwalt, als er die Diele betrat.

»Ich habe einige Fragen an Sie!«

»Und ich an Sie, falls Sie etwas über das Haus wissen«, erwiderte ich. »Gehen wir in das Kaminzimmer!«

Mr. Earlbone ging voran, als wäre er hier zu Hause. Ich konnte es kaum erwarten, meine Fragen zu stellen.

»Was wissen Sie?« fragte ich, kaum daß wir saßen. »Wieso wurde das Haus renoviert? Und von wem?«

»Von mir!« Mr. Earlbone steckte sich umständlich eine Zigarre an. »Ich habe den Auftrag von meinem Klienten erhalten.«

»Und wer ist das?« erkundigte ich mich gespannt.

»Der neue Besitzer dieser Villa, der Universalerbe.« Der Rechtsanwalt hüstelte.

»Ich weiß, das Testament ist noch nicht eröffnet worden. Aber wer sollte etwas dagegen haben, daß ich das Haus herrichten lasse? Ich habe Mr. Vermonts Testament aufgesetzt und in Verwahrung genommen. Es ist ganz in seinem Sinn.«

»Wann hat er das Testament gemacht?« fragte ich hastig.

»Vor einem Monat.« Earlbone zog genüßlich an seiner Zigarre. »Es ist allerdings etwas merkwürdig. Der Erbe wird nicht namentlich genannt, sondern sollte sich mir zu erkennen geben, und zwar eindeutig. Wer mir ein bestimmtes Losungswort nannte, sollte Universalerbe sein. Und das ist erfolgt. Telefonisch. Ich erhielt den Anruf einen Tag nach Mr. Vermonts tragischem Tod. Der Anrufer nannte das Kennwort.«

»Und das wäre?« Ich sah überhaupt nicht mehr durch.

Rechtsanwalt Earlbone lächelte undurchsichtig. »Das Kennwort lautete ›Oberinspektor John Sinclair‹! Seltsam, nicht wahr?«

***

Ich schwieg eine volle Minute und starrte Earlbone fassungslos an. Bestimmt machte ich kein sehr geistreiches Gesicht.

»Sagen Sie das noch einmal!« verlangte ich endlich. Meine Stimme klang heiser.

»Das ist doch ein Witz!«

»Kein Witz«, behauptete er. »Eine sehr jugendliche Stimme. Ich würde sagen, der Anrufer war kaum älter als zwanzig, zweiundzwanzig Jahre. Ich wollte Sie fragen, Mr. Sinclair, was Sie darüber wissen.«

Ich seufzte enttäuscht. »Nichts«, gestand ich. »Ich hoffte, Sie wüßten

Bescheid! Sie haben wirklich keine Ahnung, wer Ihr Klient und somit der Erbe ist?«

»Nicht die geringste«, erklärte er.

»Was wissen Sie über Mr. Vermont?« fuhr ich fort und hoffte, wenigstens über das Mordopfer mehr zu erfahren.

»Mr. Vermont bewohnte dieses Haus erst seit einigen Jahren«, berichtete der Anwalt. »Vorher war er Totengräber.«

»Und woher stammt das Geld?« fragte ich mißtrauisch. »Erbschaft?«

»Geschenke«, korrigierte mich Earlbone. »So seltsam es klingen mag, aber Mr. Vermont erhielt mit seinen zweiundsiebzig Jahren laufend große Summen von drei Frauen. Ich darf ihre Namen natürlich nicht nennen. Früher waren es übrigens sogar vier Frauen, aber vor ungefähr drei oder vier Monaten hörten die Zahlungen der einen auf.«

Ich blickte Earlbone erstaunt an. »Ich nenne Ihnen vier Namen«, sagte ich leise.

»Sie brauchen nicht zu antworten. Emily Monks, Sarah Tranton, Linda Grove.« Das waren die Namen der drei für immer verschwundenen Hexen. »Und Mara Lacatte«, fügte ich hinzu.

Der Anwalt brach sein Schweigen zwar nicht, aber seinem entgeisterten Gesicht entnahm ich die Antwort. Hubbard Vermont hatte diese Unsummen von den vier Hexen erhalten. Vor kurzer Zeit war Mara Lacatte ausgeschert.

»Wieso… wieso… wissen Sie?« stammelte der Anwalt.

Ich winkte ab. »Nicht weiter wichtig!« Mein Verstand arbeitete auf Hochtouren. Die Hexen hatten Vermont das Geld sicher nicht geschenkt. Offenbar hatten sie es durch ihre magischen Fähigkeiten unrechtmäßig erworben. Um selbst nicht in Verdacht zu geraten, hatten sie Hubbard Vermont vorgeschoben, und der ehemalige Totengräber war damit einverstanden gewesen. Sie hatten ihm einen schönen Lebensrahmen als Gegenleistung geboten.

Und nun trat ein Erbe auf. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sich die Hexen in dieser Hinsicht nicht abgesichert hatten. Sie mußten doch damit gerechnet haben, daß Vermont sterben könnte. Er durfte also kein Testament machen, in dem er das Geld einem Außenstehenden vererbte.

Ich dachte an meinen ursprünglichen Verdacht, der mir nach Maras Ermordung gekommen war. Jetzt mußte ich mir Gewißheit verschaffen.

Ich stand entschlossen auf. »Vielen Dank, Sie haben mir sehr geholfen.«

Rechtsanwalt Earlbone stemmte sich ächzend aus seinem Sessel. »Freut mich, aber ich habe keine Ahnung, wovon Sie sprechen.«

»Macht nichts«, wehrte ich ab. »Wenn sich der geheimnisvolle Erbe wieder meldet, verständigen Sie bitte sofort mein Büro.« Ich gab ihm

die Nummer von Scotland Yard und die Durchwahl, und er versprach, sich an meine Anweisungen zu halten.

Ich verließ das Haus und stieg in meinen Bentley.

Ich wußte genau, was ich zu tun hatte. Zuerst mußte ich Sir Powell einen schweren Schock versetzen, aber ich war sicher, daß er ihn überstand. Ich kannte meinen Chef. Er war hart im Nehmen.

***

Sir Powell fiel aus allen Wolken. »Das darf doch nicht wahr sein, John!« rief er stöhnend. »Sie bringen unsere Abteilung in Teufels Küche, wenn nichts an Ihrem Verdacht dran ist.«

»Mag sein, aber das muß ich in Kauf nehmen, Sir«, erwiderte ich. »Ich bin nicht für Scotland Yards guten Ruf zuständig, sondern für die Aufklärung von Mordfällen und für die Jagd auf das Böse.«

»Aber… aber…!« Er suchte nach Argumenten, um mein Verlangen abschlagen zu können. »Es gibt gar keinen Mordfall, den Sie klären müßten! Sie haben alles geklärt!«

»Sieht so aus«, gab ich zu. »Stimmt aber nicht! Ich brauche die Genehmigung, und zwar schnell.«

Seufzend fügte er sich in sein Schicksal. »Kommen Sie morgen vor dem Lunch zu mir, John.«

Ich blieb hart. »Sie haben mich falsch verstanden, Sir. Ich brauche die Genehmigung jetzt gleich.«

Sir Powell starrte mich entsetzt an.

»Das ist nicht Ihr Ernst, John«, flüsterte er.

»Nein, Sir, es ist ein Spaß und ich lache mich gleich halbtot. Wenn ich die Genehmigung nicht bekomme, tue ich es auf eigene Faust.«

Das raubte ihm vollständig die Luft. Er griff zum Telefon und rief halb London an, bis er den richtigen Gesprächspartner in seinem Club aufspürte.

»In Ordnung, John«, sagte Sir Powell sichtlich verbiestert, als er auflegte. »Wir fahren im Club vorbei und holen uns die Erlaubnis. Aber Gnade Ihnen, wenn hinterher alles ein Windei war.«

»Ich verspreche Ihnen, daß ich mich dann mit der höchsten Gehaltsstufe pensionieren lasse«, versprach ich. »Fahren wir!«

Sir Powell fügte sich in das Unvermeidliche, und eine Stunde später hatte ich die schriftliche Erlaubnis, die ich so dringend benötigte.

Anschließend trommelte ich Jane und Suko zusammen. Ihnen fielen fast die Augen aus dem Kopf, als sie erfuhren, was ich plante.

»Und was erwartest du?« erkundigte sich Jane atemlos.

Ich zuckte die Schultern und startete den Bentley, in dem ich mit meinen Freunden saß. »Keine Ahnung«, gab ich zu. »Aber irgend etwas stimmt da nicht!«

Wir fuhren. Unser Ziel war ein verschneiter Friedhof. Und das,

obwohl es bereits zehn Uhr abends war. Und obwohl es noch immer schneite.

»Hast du wenigstens Totengräber bestellt, damit es schneller geht?« erkundigte sich Suko, als wir uns dem Friedhof näherten.

Ich schüttelte den Kopf. »Wir selbst werden es machen, mein Lieber. Ich glaube, es ist besser, wenn wir keine Zeugen dabei haben.«

Daraufhin sagte auch Suko nichts mehr. Diesmal hatte ich alle mit meinem Tempo überfahren. Aber ich mußte endlich die Wahrheit erfahren! Um jeden Preis!

***

Der Boden war gefroren. Der Winter war in diesem Jahr ungewöhnlich streng.

Einen solchen Frost hatte unsere alte Insel seit Jahrzehnten nicht mehr erlebt.

Unser Vorteil war, daß die Totengräber am Nachmittag Vorarbeit geleistet hatten.

Wir drangen rasch in die Tiefe, da die Erde aufgelockert war.

Jane hielt meine Waffen bereit, um sie uns sofort in das Grab werfen zu können. Ich rechnete jeden Moment mit einem Zwischenfall, mit einem magischen Angriff.

»Wenn diese schleimige Masse, der Todesbote auftauchen sollte«, schärfte ich Jane ein, »schießt du sofort! Kann ja sein, daß er neu erschaffen wird.«

Sie hielt meine mit Silberkugeln geladene Beretta in der Hand, durchgeladen und entsichert. Jane nickte entschlossen. Auf sie konnte ich mich jederzeit verlassen.

Deshalb fühlte ich mich auch einigermaßen sicher, obwohl ich das unangenehme Gefühl nicht los wurde, daß wir beobachtet wurden.

»Jane«, flüsterte ich meiner Freundin zu. »Such den Friedhof ab, aber sei vorsichtig.«

Sie nickte, huschte davon, und wir arbeiteten weiter, als wäre nichts geschehen. Der Beobachter sollte nicht ahnen, daß wir ihn entdeckt hatten.

Zehn Minuten verrannen quälend langsam. Unser Werkzeug traf bereits auf den Sarg, als Jane atemlos zurückkam.

»Da war jemand, aber der ist vor mir geflohen«, berichtete sie. »Dabei konnte er mich in der Dunkelheit gar nicht sehen. Der Kerl muß Augen wie ein Luchs haben!«

»Oder übersinnliche Fähigkeiten«, erwiderte ich verbissen. »Möchte wissen, warum er uns nicht angegriffen hat.«

»Meinst du, es gibt einen geheimnisvollen Unbekannten, der im Hintergrund die Fäden zieht?« fragte Suko gespannt.

Anstelle einer Antwort löste ich die Verschraubungen des

Sargdeckels. Suko mußte aus dem Grab klettern, sonst hätte ich den Deckel nicht anheben können. Er legte sich oben flach auf die Erde und griff zu mir herunter.

Gemeinsam stemmten wir den Sargdeckel hoch. Und dann kam die Überraschung, die ich angekündigt hatte.

Mara Lacattes Sarg war leer – bis auf den magischen Teppich aus dem Hexenhaus an der Themse!

***

Ich besaß noch immer die Schlüssel zu der Villa in Kensington. Zu Hubbard Vermonts Haus.

Ich ging nicht allein. Noch wußte ich nicht genau, was mich erwartete. Jane und Suko sollten mir den Rücken freihalten. Ich war recht froh darüber, die beiden in meiner Nähe zu wissen.

Die Haustür ließ ich offen, damit meine Freunde ungehindert das Haus betreten konnten. Langsam stieg ich die Treppe hinauf, ging auf das Kaminzimmer zu. Hier war der Mord geschehen. Ich war überzeugt, daß ich den geheimnisvollen Erben in diesem Raum fand.

Ich legte die Hand auf die Klinke und zögerte einen Moment. Von drinnen ertönte eine bekannte Stimme.

»Komm herein, John!«

Ich stieß die Tür auf, überschritt die Schwelle und blieb stehen. Der neue Ohrensessel wandte mir den Rücken zu. Ich konnte die darin sitzende Person nicht sehen.

»Ich habe gewußt, daß du kommst, John«, sagte der geheimnisvolle Erbe des Ermordeten. »Ich habe auf dich gewartet.«

Ich umrundete den Ohrensessel und blickte kalt auf Mara Lacatte hinunter.

»Dann weißt du auch, was dich erwartet«, sagte ich schneidend.

Maras große blaue Augen lächelten mir entgegen. Um ihren Mund lag ein verlockender Zug.

In diesem Moment begriff ich, daß sie sich ihrer Sache vollkommen sicher war. Sie glaubte, mich fest auf ihrer Seite zu haben.

»John!« sagte sie leise, schmeichelnd. Sie trug ein hellblaues Hauskleid aus einem weichen, anschmiegsamen Stoff. Bei einer anderen Gelegenheit hätte sie mich ins Wanken gebracht, aber nicht jetzt. Nicht, nachdem ich alles erfahren hatte.

»Es hat keinen Sinn, Miß Lacatte«, sagte ich hart. »Ich habe Ihr Spiel durchschaut!«

Sie nickte. »Ich habe gewußt, daß du mir früher oder später auf die Schliche kommen wirst. Du bist klug, John!«

»Sie haben mich mißbraucht, Miß Lacatte«, versetzte ich.

»Ich habe es nur für uns beide getan, John.« Sie streckte mir die Hand entgegen, die ich jedoch nicht ergriff.

Trotzdem lächelte sie unerschütterlich weiter, wollte ihre Niederlage nicht einsehen.

»John! Meine Hexenschwestern und ich haben viel Geld zusammengerafft. Wo immer wir konnten! Der magische Teppich hat uns unschlagbar gemacht. Emily entdeckte ihn vor einigen Jahren auf dem Dachboden ihres Hauses. Seither haben wir ihn benutzt.«

»Und das Geld habt ihr, um die Herkunft zu verschleiern, an Hubbard Vermont weitergegeben«, warf ich ein.

»Richtig, John!« Ihre Lippen formten einen Kuß. »Er war unser Strohmann, ein armer Teufel, der das gute Leben genoß, das wir ihm boten. Doch dann sah ich dich, und meine Schwestern sagten mir, wer du bist. Da stand mein Entschluß fest. Ich zwang Vermont mit meinen magischen Kräften, dieses Testament aufzusetzen. Du kennst es. Dann kam ich zu dir. Du hast mir wirklich geholfen. Du hast gegen meine Schwestern gekämpft und dafür gesorgt, daß sie mir nichts antun konnten.«

»Mara!« Ich beugte mich über die Frau. »Sie haben das Hotel selbst in Brand gesteckt, um glaubwürdig die Rache Ihrer Schwestern vorzutäuschen!«

»Aber ja, John!« Sie sah mich an. »Ich mußte dich doch überzeugen! Nach diesem Brand hast du mir auch geglaubt!«

»Aber…!« Für einen Moment war ich fassungslos. »Die Menschen, die dabei verbrannt sind!«

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Nicht der Rede wert! Du warst mir wichtiger, John!«

Ich schauderte. So viel Skrupellosigkeit war mir noch nicht untergekommen.

»Der Todesbote, diese tödliche graue Masse, das war Ihre Schöpfung!« sagte ich ihr auf den Kopf zu.

Wieder stimmte sie mir zu. »Ein praktisches Werkzeug! Es beseitigte Vermont. Und es tötete mich scheinbar in meiner Zelle.«

»Es hat auch einen Polizisten getötet«, sagte ich verbittert.

»Ich habe immer dafür gesorgt, daß dir der Todesengel nichts tat«, behauptete sie.

»Und du hast so viel für mich riskiert, John! Als du mich in meiner Wohnung gerettet hast! John!«

Sie streckte mir die Arme entgegen. Es fiel mir nicht schwer, ihren Lockungen zu widerstehen.

Nun endlich verdüsterte sich ihr Gesicht. Sie begann zu begreifen, daß es nicht so lief, wie sie sich das vorstellte.

»John!« Mit einer katzenhaften Bewegung erhob sie sich aus ihrem Sessel.

»In einigen Wochen übernehme ich unter einem anderen Namen dieses Haus und das gesamte Vermögen, das meine Schwestern und

ich zusammengerafft haben. Alles gehört uns, John! Uns beiden! Millionen Pfund! So viel kannst du nie beim Yard verdienen!« Sie trat einen Schritt näher. »Und ich gehöre auch dir. Nur dir, John!«

Ich wich zurück. »Du hast dafür gesorgt, daß der magische Teppich in dem unterirdischen Depot der Underground nicht vernichtet wurde, sondern in deine Hände gelangte. Mit seiner Hilfe hast du deinen Tod vorgetäuscht, dich begraben lassen und dein Grab wieder verlassen.«

Ärger zuckte über Maras Gesicht. »Laß das endlich, John!« rief sie ungeduldig.

»Nimm mich in deine Arme und…«

Ich öffnete den obersten Hemdknopf und zog das silberne Kreuz hervor. Mara schloß wie geblendet die Augen.

»Tu dieses Ding sofort weg!« zischte sie. »Weg damit! Ich mag es nicht!«

Ich aber hielt das Kreuz hoch und zog unter meiner Jacke den silbernen Dolch hervor. Mit der anderen Hand streckte ich ihr diese Waffe entgegen.

»Ich nehme dir die magischen Fähigkeiten«, erklärte ich unnachgiebig. »Und danach verschwindest du für immer hinter Gittern!«

Sie prallte zurück, riß die Augen auf und starrte mich an, als sähe sie mich zum ersten Mal. »Du Verräter!« schrie sie enttäuscht. »Du verschmähst mein Angebot? John Sinclair, das überlebst du nicht!«

Ihre Liebe zu mir schlug in wilden Haß um. Sie konzentrierte sich. Auf ihrem Gesicht erschienen hektische rote Flecken.

Plötzlich breitete sich auf dem Boden rings um mich die schleimige graue Masse des Todesboten aus. Maras Willen genügte, um ihn entstehen zu lassen. Er schloß mich ein, ließ mir keine Chance und mußte mich innerhalb weniger Sekunden töten.

Ich spannte mich an, schnellte mich durch die Luft und übersprang den Todesschleim. Mit voller Wucht prallte ich gegen Mara.

Sie schrie gellend auf, als das Kreuz und der Dolch sie berührten. Das Silber beraubte sie augenblicklich ihrer Kräfte. Zuckend brach sie in die Knie. Der Todesbote verschwand wieder.

Ich hörte hinter mir einen Aufschrei. Jane und Suko standen in der Tür. Sie wollten eingreifen, doch es war zu spät.

Mara Lacatte raffte sich noch einmal auf, taumelte zum Fenster, und ehe sie jemand zurückhalten konnte, stürzte sie sich durch die Scheibe hindurch nach draußen.

Das Klirren war noch nicht verklungen, als ich schon aus dem Kaminzimmer hetzte.

Ich flog die Treppe hinunter und rannte auf die Straße hinaus.

Da lag sie, die Hexe, die mich liebte. Sie hatte sich bei dem Sturz das Genick gebrochen.

Während überall in der Nachbarschaft die Fenster aufgingen und die Leute die Köpfe ins Freie steckten und während Jane und Suko langsam auf die Straße kamen, senkten sich die wirbelnden Schneeflocken auf Mara Lacatte und deckten sie zu.

***ENDE***